

17. Jahrgang

4/90

Vierteljahres-
zeitschrift für
Stadtgeschichte
Stadtsoziologie
und
Denkmalpflege



Stadterneuerung und Denkmalpflege in Lateinamerika

Erdmann
Gormsen

Erneuerung lateinamerikanischer
Kolonialstädte

Hans Haufe

Stadterneuerung in Kolumbien

Dirk Bühler

Denkmalpflege in Puebla

Udo Baumann

Denkmalpflege in Brasilien

Kohlhammer

Herausgegeben von Otto Borst



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie
und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt,
Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht,
Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke
herausgegeben von Otto Borst

Redaktionskollegium: Professor em. Dr. Otto Borst, Historisches Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart 1 (Hauptschriftleiter) – Professor Dr. Burkhard Hofmeister, Direktor des Instituts für Geographie an der Technischen Universität Berlin, Budapester Straße 44/46, 1000 Berlin 30 – Professor Dr. Rainer Jooß, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbettringerstraße 200, 7070 Schwäbisch Gmünd – Professor Dr. Hermann Korte, Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 120, 4630 Bochum – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Karl-Scharnagl-Ring 60, 8000 München 22 – Schriftleitung: Hans Schultheiß, Rotenbergstraße 5, 7000 Stuttgart 1, Tel. (0711) 282683 – Redaktionslektorat: Frauke Borst, Lipperheidestraße 27C, 8000 München 60.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (0711) 357670.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 420 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 124,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 97,- einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 32,50 einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 78631. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart. Printed in Germany. *Die Zeitschrift* und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Der Rechtsschutz gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Jede Verwertung bedarf der Genehmigung der W. Kohlhammer GmbH. Der Verlag erlaubt allgemein die Fotokopie zu innerbetrieblichen Zwecken, wenn dafür eine Gebühr an die VG WORT, Abt. Wissenschaft, Goethestr. 49, 8000 München 2, entrichtet wird, von der die Zahlungsweise zu erfragen ist.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln

INHALT

Stadterneuerung und Denkmalpflege in Lateinamerika

EDITORIAL	329
ERDMANN GORMSEN, Strukturwandel und Erneuerung lateinamerikanischer Kolonialstädte	331
HANS HAUFE, Stadterneuerung in Kolumbien: Modelle und Strategien	346
DIRK BÜHLER, Stadterneuerung und Denkmalpflege in Puebla, Mexiko	364
UDO BAUMANN, Denkmalpflege in Brasilien	376

KLEINE BEITRÄGE

KLAUS GÖBEL, Nur große Anstrengungen können Altstädte und Baudenkmäler in der früheren DDR retten. Plädoyer für eine Nationalstiftung.	387
---	-----

DIE AUTOREN.....	390
------------------	-----

LESERBRIEFE.....	391
------------------	-----

ZUR BESPRECHUNG EINGEGANGENE BÜCHER.....	395
--	-----

BESPRECHUNGEN

Stadtgeschichte

HANS JÜRGEN JÜNGLING, Reichsstädtische Herrschaft und bäuerlicher Protest (<i>Peter Burg</i>)....	398
KERSTEN KRÜGER (Hrsg.), Die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst nach der Steuererhebung von 1744 (<i>Peter Burg</i>)	399
BIETIGHEIM 789–1989. Beiträge zur Geschichte von Siedlung, Dorf und Stadt (<i>Tilo Schönhard</i>)	400
WAIBLINGEN IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART, Bde. X und XI (<i>Heinrich Beitter</i>)	401

Stadtbaugeschichte

- ERIKA BRÖDNER, Wohnen in der Antike (*Holger Sonnabend*) 403
- RICHARD KRAUTHEIMER, Rom. Schicksal einer Stadt (*Christoph Auffarth*)..... 404
- DIE HAMBURGER SPEICHERSTADT (*Dirk Schubert*)..... 406
- ROBERT HOFFMANN, »Nimm Hack und Spaten«. Siedlung und Siedlerbewegung in Österreich (*Dirk Schubert*) 407

Denkmalpflege

- UWE KIELING / GERD PRIESE (Hrsg.), Historische Stadtkerne. Städte unter Denkmalschutz (*Otto Borst*) 408
- GEORG MÖRSCH, Aufgeklärter Widerstand – Das Denkmal als Frage und Aufgabe (*Falk Jaeger*) 409

Architektur und Stadterneuerung

- ROB KRIER, Über architektonische Komposition (*Gert Kähler*)..... 410
- WALTER MEYER-BOHE, Baulücken. Neubauten im historischen Umfeld (*Hans Schmalscheidt*).. 411

Verkehrswissenschaft

- HERMANN KNOFLACHER, Katalysatoren für Nichtmotorisierte (*Stefan Flaig*) 413

Editorial

Denkmalpflege und Stadterneuerung in Lateinamerika

Begriffe wie »Altstadtsanierung« und »Stadterneuerung«, die vor zwei bis drei Jahrzehnten noch kaum bekannt waren, sind inzwischen in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Seit der Einführung des Städtebauförderungsgesetzes (1971) gibt es kaum noch eine Stadt in der Bundesrepublik Deutschland ohne Programme zur Erhaltung ihres historischen Stadtkerns oder einzelner Wilhelminischer Wohngebiete. Durch beträchtliche Investitionen wurden ehemals vernachlässigte Quartiere mit unausgewogener Sozialstruktur zu attraktiven Stadtvierteln, gekennzeichnet durch mehr oder weniger stilgerecht gestaltete Fassaden und Straßen-Ensembles, gute Wohnverhältnisse, Fußgängerzonen, Spezialgeschäfte und zahlreiche Lokale, wobei freilich auch Konflikte zwischen den Interessen der Bewohner, der Geschäftsleute und der Besucher zu Tage treten. Für große Teile der Bevölkerung sind die neuen Altstädte schon eine Selbstverständlichkeit. Die früheren Zustände sind kaum noch vorstellbar; und ein entsprechender Verfall wird erst neuerdings beim Besuch von Städten in der ehemaligen DDR wahrgenommen. Aber auch in Nachbarländern gibt es vielfältige Bemühungen um eine Verbesserung des Erscheinungsbildes und der Lebensqualität alter Städte.¹

Gegenüber den Erfolgen europäischer Stadterneuerungspolitik, die mit hohem Planungsaufwand und erheblichen öffentlichen und privaten Investitionen erzielt wurden, weiß man im allgemeinen wenig über die enormen Sanierungsprobleme von Städten in der Dritten Welt, obwohl manche Altstädte, vor allem im orientalischen Raum, zu vielbesuchten Touristenzielen geworden sind und einige in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen wurden.²

Auch einige historische Stadtzentren Lateinamerikas sind in dieser Liste verzeichnet.³ Im Gegensatz zu den Städten der Alten Welt mit ihrer größeren histori-

¹ Vgl. G. Albers (Hrsg.), Erhaltung, Erneuerung und Wiederbelebung alter Stadtgebiete in Europa (= Schriftenreihe der Deutschen UNESCO-Kommission 13) Bonn 1980; E. Gormsen / R. Klein / W. Wöll, Stadterneuerung, ein weltweites Problem, in: Forschungsmagazin der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 2/88 (1988), S. 47–57.

² Hierzu zählen Fes, Marrakesch, Tunis, Sousse, Kairouan, Kairo, Istanbul, Aleppo, Damaskus, Jerusalem, Sana'a und Shibam. UNESCO heute 37 (1990), Nr. 1/2, S. 30–31.

³ Havanna, Trinidad (Cuba), San Juan de Puerto Rico, Mexico, Puebla, Oaxaca, Guanajuato, Antigua Guatemala, Cartagena, Quito, Cuzco, Potosí, Salvador de Bahia, Olinda und Ouro Preto; ebda.

schen Tiefe erscheinen freilich viele der im Schachbrettmuster angelegten Kolonialstädte auf den ersten Blick monoton, obwohl sie durch ihre Lage im Landschaftsrahmen, durch das Baumaterial und die architektonische Gestaltung ihrer Kirchen, Klöster und Zivilgebäude städtebauliche Ensembles von beachtlichem Wert darstellen, und zwar nicht nur die von der UNESCO erfaßten. Es ist zweifellos gerechtfertigt, diesem Stadttypus insgesamt den Rang eines Weltkulturerbes beizumessen, denn durch das ihm zugrunde liegende Planungskonzept wurde fast ein ganzer Kontinent geprägt, wobei allerdings die portugiesische Baukunst in Brasilien, zu abweichenden Stadtbildern geführt hat.

Eins ist aber den meisten dieser Städte gemeinsam, nämlich der zunehmende Verlust des überkommenen Gebäudebestandes als Folge eines Strukturwandels, der einerseits zur City-Entwicklung und Modernisierung, andererseits zur sozialen Degradierung bis hin zur Bildung von Slums geführt hat. Stadterneuerung bedeutet hier also, ähnlich wie in Europa, sowohl die Pflege wertvoller Baudenkmäler, als auch die Sanierung der allgemeinen Bausubstanz und die Bewahrung des städtebaulichen Erscheinungsbildes bei gleichzeitiger tiefgreifender Verbesserung des sozio-ökonomischen Gefüges.

Die folgenden Beiträge beleuchten diese komplexe Thematik aus unterschiedlicher Sichtweise und anhand verschiedener regionaler Beispiele.

E. Gormsen gibt zunächst einen vergleichenden Überblick über die Strukturwandlungen, die sich unter dem Einfluß sozio-ökonomischer Veränderungen in den historischen Stadtkernen vollzogen haben, und geht dann auf Probleme und Maßnahmen der Stadterneuerung in mehreren Ländern ein. *H. Haufe* diskutiert Modelle und Strategien in Kolumbien, wobei er regionale Besonderheiten und die Bedeutung der Kleinstädte hervorhebt. *D. Bühler* beschreibt die Situation am Beispiel der Stadt Puebla in Mexiko. *U. Baumann* stellt nach einer zusammenfassenden Darstellung der Entwicklung der Denkmalpflege in Brasilien die Sonderfälle der ehemals deutschen Kolonien im Süden dieses Landes vor.

November 1990

Erdmann Gormsen

Erdmann Gormsen

Strukturwandel und Erneuerung lateinamerikanischer Kolonialstädte

1. Grundstruktur und historischer Wandel der Kolonialstadt

Die Städte im ehemals spanischen Kolonialreich erscheinen insgesamt recht uniform, da sie nach verbindlichen Richtlinien Phillips II. angelegt wurden. Am auffälligsten ist auf den ersten Blick das rechtwinkelige Straßenraster. Dabei ist für unser Thema die historisch bedeutsame Frage relativ belanglos, ob dieses Grundriß-Schema zusammen mit anderen Aspekten der Stadtplanung aus dem antiken Vorbild des Vitruvius abgeleitet oder direkt vom aztekischen Tenochtitlan übernommen wurde, auf dessen Basis Cortez die Stadt Mexico anlegte.¹ Im übrigen wird die Geschlossenheit der Straßenfronten durch die einheitliche Bauweise des *Patio*-Hauses betont, das dem römischen Atrium entspricht. Seine Grundform bestimmte, unabhängig von der Größe und Funktion eines Hauses, die spanisch-amerikanische Architektur durch annähernd vier Jahrhunderte und schloß prächtige Bischofs- und Präsidenten-Paläste ebenso ein wie bescheidene Halpatio-Häuser am Stadtrand.²

Viele Kolonialstädte haben im Verlauf der letzten hundert Jahre erhebliche Wandlungen ihres inneren Gefüges durchgemacht, deren wichtigste Schritte in Abb. 1 schematisch dargestellt sind und im folgenden kurz zusammengefaßt werden.³

Wie in Europa, bestand auch in den vorindustriellen Städten Ibero-Amerikas ein zentral-peripheres Gefälle in fast jeder Hinsicht. Um den Haupt-Platz (*Plaza Mayor*) gruppierten sich außer der Kathedrale und dem Regierungspalast die oft palaisartigen, zwei- bis dreistöckigen Wohn- und Geschäftshäuser der wohlhabenden Bürger. Gegen den Rand der Stadt nahmen Gebäudehöhen, architektonische Gestaltung, Grundstückspreise und sozialer Status der Einwohner kontinuierlich ab.

Zunehmende Weltmarktverknüpfung, Ansätze zur Industrialisierung und der Eisenbahnbau im 19. Jh. haben auch in Lateinamerika wirtschaftliche Impulse und eine erhöhte Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen ausgelöst und damit eine Stärkung der Städte mit sich gebracht. Dies bedeutete neben der Ausdehnung an den

¹ Vgl. J. Newig, Der Schachbrettgrundriß der Stadt México. Antikes Vorbild oder indianische Tradition?, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 4/1977, S. 253–263.

² Zur lateinamerikanischen Stadtentwicklung und Stadtstruktur vgl. H. Wilhelmy / A. Borsdorf, Die Städte Südamerikas, 2 Bände, Berlin / Stuttgart 1984/1985.

³ Vgl. E. Gormsen, Die Städte im Spanischen Amerika, in: Erdkunde 35 (1981), S. 290–304 und E. Gormsen, Interessenkonflikte bei der Stadterneuerung lateinamerikanischer Kolonialstädte, in: Eichstätter Beiträge 18 (1986), S. 207–225.

STRUKTURWANDLUNGEN KOLONIALER STADTZENTREN IN LATEINAMERIKA

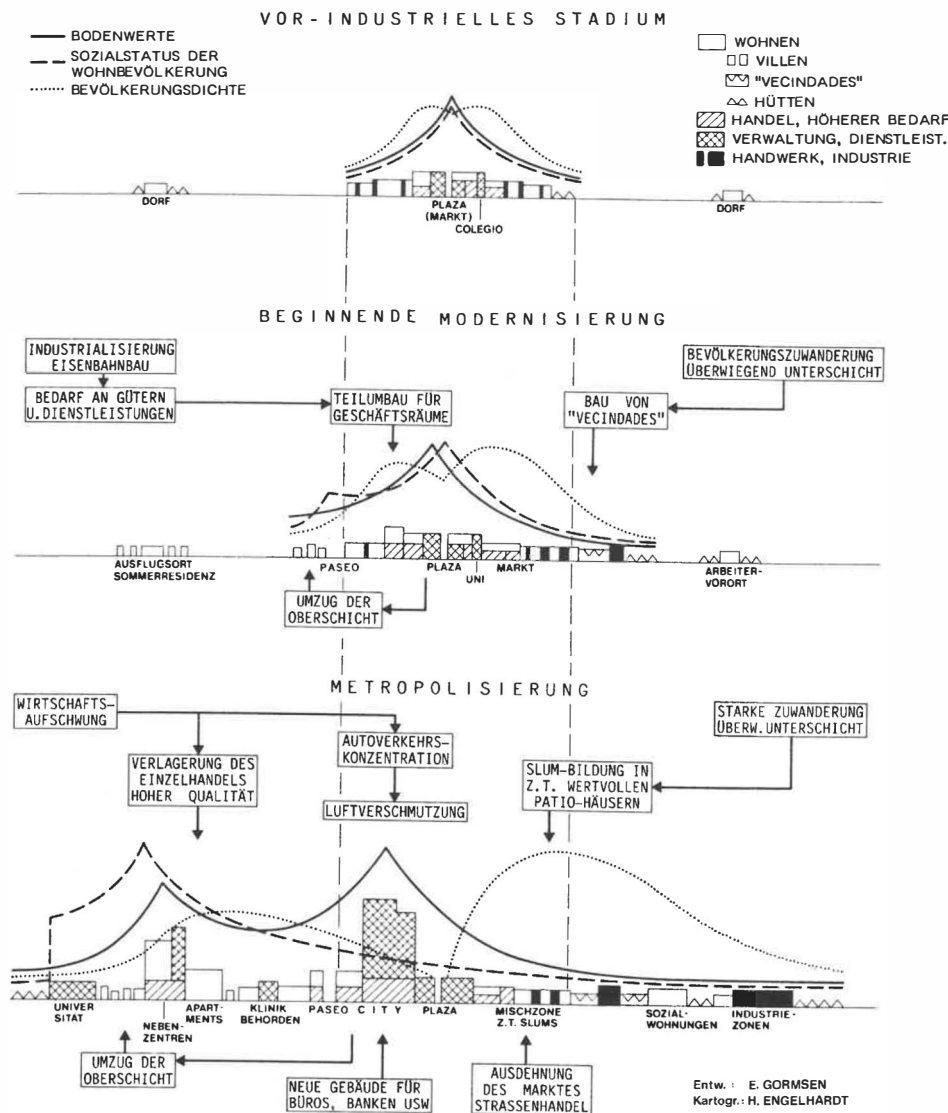


Abb. 1 Strukturwandlungen kolonialer Stadtzentren in Lateinamerika

Stadträndern einen wachsenden Flächenanspruch für Geschäftsräume in zentraler Lage, der in den *Patio*-Häusern anfangs durch eine Überdachung des offenen Innenhofes befriedigt werden konnte,⁴ freilich auf Kosten des verfügbaren Wohnraums.

Daher siedelten sich die besser gestellten Einwohner außerhalb der alten Stadtgrenze an,⁵ wobei sie von der Tradition des *Patio*-Hauses abwichen und sich, nach europäischem Vorbild, Villen in Gärten bauten. Um die Jahrhundertwende dominierten französische Architektur-Einflüsse. Doch in den 30er Jahren kam es in Mexiko zu einer ersten Rückbesinnung auf das koloniale Erbe, was sich teilweise in merkwürdigen Stilmischungen äußerte. In Bogotá wurden etwa zur gleichen Zeit ganze Neubauviertel aber auch Innenstadthäuser im perfekt nachempfundenen Stil englischer Land- und Herrenhäuser gebaut. Nach dem Krieg setzte sich unter nordamerikanischem Einfluß die moderne Architektur durch, die beim Bau von Bungalows, Universitäten und anderen öffentlichen Gebäuden ausgezeichnete Leistungen hervorbrachte.

Aber in den wirtschaftlich aufstrebenden Teilen der Altstädte wurden dadurch oft sehr gedankenlos die geschlossenen Straßenfronten aufgerissen. Dieser City-Bildungsprozeß vollzog sich, ausgehend von der *Plaza Mayor*, nicht gleichmäßig nach allen Seiten, sondern überwiegend entlang einer Hauptachse. Dabei wuchs früher oder später das hochwertige Geschäftsgebiet über die koloniale Stadtgrenze hinaus, die oft durch eine Parkanlage (*Alameda, Paseo*) markiert war. Dagegen blieben die öffentliche Verwaltung (Rathaus, Regierungspalast) und z. T. auch die Banken in repräsentativen Gebäuden im alten Zentrum.

Die weitere Bündelung wirtschaftlicher Funktionen im Zentrum führte in Verbindung mit dem rasch zunehmenden Autoverkehr zur Verlagerung des gesellschaftlichen Lebens in die Außenbezirke und zum endgültigen Auszug der Oberschicht auch aus den Bereichen »jenseits« der *Plaza Mayor*, die am Aufschwung nicht teilgenommen hatte. Folgerichtig ging das Niveau des Einzelhandels in der Altstadt zurück. Gute Geschäfte wurden in die neue City oder in moderne Shopping Centers an den Stadtrand verlegt. Die traditionellen Marktplätze sind dagegen in vielen Fällen erhalten geblieben, ja ihre Aktivitäten haben sich durch unzählige ambulante Händler immer weiter in die benachbarten Straßen ausgeweitet und dadurch das Verkehrschaos und die damit verbundenen Umweltprobleme noch verstärkt.⁶

⁴ Vgl. E. Gormsen, Barquisimeto, eine Handelsstadt in Venezuela, Heidelberg / München 1963, Abb. 12.

⁵ Vgl. P. W. Amato, Elitism and settlement patterns in the Latin American City, in: Journal of the American Institute of Planners 36 (1970), S. 96–105.

⁶ E. Gormsen (s. A. 4); R. Bromley, Organization, regulation and exploitation in the so-called "Urban Informal Sector". The street traders of Cali, Colombia, in: World Development 6 (1978), S. 1161–1171; R. Mittendorf, Das Zentrum von Bogotá; Kennzeichen, Wandlungen und Verlagerungstendenzen des tertiären Sektors, Saarbrücken 1984; L. Sanchez de Carmona / E. Sours, Mexico City, ecological-environmental dimensions of urban development and planning, in: T. L. Blair (Hrsg.), Urban innovation abroad, New York 1984, S. 178–190.

2. Die Wirtschaftskraft der Städte als modifizierender Faktor

Die einzelnen Phasen dieser Entwicklung können in Städten verschiedener Größe und Dynamik noch heute nebeneinander beobachtet werden. In den Großstädten zeigen sich völlig veränderte Innenstadt-Strukturen. An Stelle der ringförmigen Abstufung sozio-ökonomischer Phänomene vom Zentrum zur Peripherie finden wir jetzt ein asymmetrisches Verteilungsmuster. Der Hauptplatz ist nach wie vor das Zentrum der kirchlichen, der politischen und teilweise der wirtschaftlichen Macht. Hier wie im anschließenden Geschäftsgebiet lassen Bausubstanz und verschiedenste Stilelemente die fortschreitende Umgestaltung der letzten Jahrzehnte erkennen. Außer den Kirchen sind nur noch wenige Baudenkmäler aus der Kolonialzeit vorhanden und gut gepflegt. Die Gebäude werden durchweg geschäftlich genutzt. Die Einwohnerzahl ist fast gleich Null. Doch die Bodenpreise zählen nach wie vor zu den höchsten in der Stadt. Sie korrespondieren direkt mit der Konzentration der Hochhäuser.⁷

Im Gegensatz dazu blieben zwar auf der anderen Seite der Altstadt, oft nur wenige Schritte von der *Plaza Mayor* entfernt, ganze Straßenzüge im Kolonial-Stil erhalten, und einzelne wertvolle Gebäude dienen als Museum oder Sitz einer Behörde. Doch häufig gelangt man durch kunstvolle Renaissance- oder Barockportale in völlig verwahrloste Patios mit düsteren Wohnräumen und Werkstätten sowie kreuz und quer hängenden Wäscheleinen.⁸ Diese mit armen Familien überbelegten Häuser werden in Mexiko als *Vecindad* (Nachbarschaft) bezeichnet. Es handelt sich um Slums, charakterisiert durch schwer geschädigte Bausubstanz, unzulängliche sanitäre Einrichtungen, schlecht belichtete und belüftete Räume, ein hohes Maß an Lärm und Luftverschmutzung und einen fast totalen Mangel an Freiräumen im Wohnumfeld.

Auf die Frage nach den Hintergründen für diese räumlichen Disparitäten lassen sich eine ganze Reihe von Aspekten aufzählen, die in einer komplexen Stadtstruktur aufeinander einwirken und ein erhebliches Konfliktpotential in sich bergen. Entscheidend sind freilich die wirtschaftlichen Kräfte einschließlich der Verteilung des Grundeigentums. Besonders betroffen sind einerseits die historischen Gebäude, die in dem einen Teilbereich dem Verfall preisgegeben, im anderen völlig abgerissen und durch Neubauten ersetzt wurden, andererseits die Wohnbevölkerung, die entweder verdrängt wurde oder immer schlechtere Lebensbedingungen in Kauf nehmen mußte.

Vergleichbare Strukturwandlungen hat es ja in Europa unter dem Einfluß der Industrialisierung im 19. Jh. gegeben. Dabei entwickelte sich das Hauptgeschäftsbereich im allgemeinen zwischen dem alten Kern (mit Dom, Marktplatz, Rathaus) und dem Bahnhof als neuem Verkehrszentrum. Letzterer hat in Lateinamerika keine so

dominierende Rolle gespielt. Die spezifischen Gründe für die Entwicklung der City in einer bestimmten Richtung sind hier von Stadt zu Stadt verschieden. Topographische Lage, Grundbesitz oder politische Einflüsse haben eine Rolle gespielt. Wie in Europa ist aber der ins Abseits geratene Altstadtbereich »hinter der Kathedrale« abgesunken.

Allerdings gibt es eine ganze Reihe von Städten, in denen derartige Veränderungen noch nicht oder nur in geringerem Maße eingetreten sind. Es handelt sich um Mittel- und Kleinstädte, die insgesamt ihre ehemalige Bedeutung verloren haben, weil zum Beispiel der frühere Bergbau erschöpft war oder Verkehrslinien verlegt wurden. Allgemein läßt sich also die Altstadtproblematik als Folge veränderter Lagebewertungen erkennen, denn eine städtebaulich bedeutende Stadt kann nur in wirtschaftlichen und/oder politischen Blütezeiten, d. h. bei günstigen Lageverhältnissen entstehen. Sie kann aber ihre ursprüngliche Gestalt nur bewahren, wenn sie weder durch einen ökonomischen Aufschwung modernisiert, noch durch andere Einflüsse zerstört wird.

In solchen Städten leben heute noch viele Familien des alten Bürgertums in ihren angestammten Häusern mitten in der Stadt, wie Whiteford⁹ das in den 50er Jahren für Popayan (Kolumbien) nachweisen konnte und wie es auch für San Cristobal de las Casas in Chiapas und andere Beispiele gilt, bis zu einem gewissen Grade sogar für Trinidad in Cuba, trotz des politischen Umbruchs. Abgesehen von der staatlichen Unterstützung macht das Bild dieser Kleinstadt in seiner Geschlossenheit aber auch mit liebevoll gestalteten Details, wie Fenstergittern oder Türgriffen, einen gepflegten Eindruck, da auch dort die Besitzer ein Interesse am guten Erhaltungszustand ihrer Häuser haben.

3. Regionale Unterschiede

Bei der Darstellung von Stadtstruktur und Stadtentwicklung in Lateinamerika werden meist die gemeinsamen Züge hervorgehoben, zumal sie auf einheitliche Planungsprinzipien zurückgeführt werden können. Die beträchtlichen Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern und Regionen werden demgegenüber oft vernachlässigt.

Die faszinierenden Stadtbilder der brasilianischen Kolonialzeit, wie Salvador de Bahia und vor allem die kleinen Bergbaustädte in Minas Gerais, erhalten ihr Gepräge nicht nur durch die herrlichen Barockkirchen, sondern auch durch die zivile Architektur mit Walmdach und Balkons sowie mit Fenster-, Tür- und Fassaden-Elementen, deren Verwandtschaft zum portugiesischen Mutterland unverkennbar ist.

Im ehemals spanischen Bereich ist die Stilvielfalt erheblich größer. Mehrere der frühen Franziskanerkirchen in Mexiko, die nach außen einen schlichten wehrhaften Charakter tragen, zeigen im Inneren fein ausgeführte gotische Netzgewölbe und Re-

⁷ Eines der extremsten Beispiele für den totalen Umbau einer Kolonialstadt durch Wolkenkratzer stellt Caracas dar, wo nur ein kleiner Bereich um die Plaza Bolívar mit einigen Gebäuden aus dem 19. Jh. erhalten blieb. Vgl. auch das Luftbild des Zentrums von Bogotá in E. Gormsen u. a. (s. A 1), Abb. 2.

⁸ Ebda., Abb. 11 u. 12.

⁹ A. H. Whiteford, *Two Cities of Latin America: A Comparative Description of Social Classes*. Garden City, New York 1964.

naissance-Fresken. Aus der gleichen Zeit stammen Deckengestaltungen im *Mudejar*-Stil. Darüber hinaus finden sich Renaissance-Bauten nur in den Städten, die schon im 16. Jh. eine Bedeutung erlangt hatten. Im allgemeinen dominiert aber in den zentralen Siedlungslandschaften das Barock, während das Erscheinungsbild der später zur Blüte gelangten peripheren Städte, z. B. der Minenstädte des nördlichen Mexiko, vom neoklassischen Stil bestimmt wird, der freilich auch viele ältere Städte durchsetzt.

Wie schon angedeutet, spiegelt sich in der Bauweise einzelner Städte oder auch ganzer Regionen ihre wirtschaftliche Stellung im historischen Wandel wider. So wird der bescheidene Städtebau Venezuelas verständlich, das in der Kolonialzeit weder Erze noch andere wichtige Exportprodukte anzubieten hatte und erst im 20. Jh. durch das Erdöl einen Aufschwung erlebte. Hier wie in weiten Bereichen des Kontinents beschränkt sich die Architektur auf ihre einfachen Grundformen: einstöckige Patiohäuser mit verputztem Mauerwerk aus Bruchstein oder *Adobes* und einem flach geneigten, leicht vorkragenden Dach aus mediterranen Ziegeln. Lediglich das breite Eingangsportal oder die Gitter der hohen Fenster zeigen hie und da Zierformen, und im 19. Jh. wurden teilweise Blendfassaden hochgezogen.

Dieser Typus herrscht auch im Tiefland und in den südlichen und östlichen Gebirgen Mexikos vor. Völlig anders sehen dagegen die Städte im Hochland aus mit Flachdächern und mehr oder weniger kunstvollen Stuck-Verzierungen. Herausgehoben erscheinen außerdem die wohlhabenden Städte, in denen nicht nur die Kirchen, sondern auch die Bürgerhäuser aus behauenen Bruchsteinen der jeweiligen Gegend aufgeführt wurden und allein schon durch Farbe und Textur der verschiedenen Vulkan- und Sediment-Gesteine eine gewisse Individualität ausstrahlen. Mexico-Stadt, Morelia, Oaxaca, Queretaro und San Luis Potosi sind Beispiele hierfür. Einmalig ist aber die Fassadengestaltung aus mehrfarbigen Kacheln (*Azulejos*) und roten Ziegelplatten in Puebla.

Eine Sonderstellung nehmen viele Hafenstädte ein. Ihre Funktion erforderte den Bau mächtiger Festungsanlagen, die vor allem auf den Karibischen Inseln bis weit ins 19. Jh. erweitert und verstärkt wurden, um sie zunächst gegen Piraten, dann aber gegen konkurrierende Seemächte zu schützen.

4. Rechtliche Grundlagen der Stadterneuerung

Die Analyse des städtischen Strukturwandels läßt erkennen, daß bis in die jüngste Zeit die Erhaltung historischer Gebäude nicht im Mittelpunkt stand, sofern dies nicht im Interesse der tragenden Schichten lag, etwa bei der Restaurierung eines Wohn-Palastes oder eines Klosters für ein Museum, eine Bank oder ein Hotel. Eine noch geringere Rolle hat leider die Verbesserung der Lebensqualität für ihre Bewohner gespielt. Zwar wurden z. B. in Mexiko schon im 19. Jh. mehrere Gesetze und Verordnungen zum Schutz historischer Denkmäler erlassen. Doch sie bezogen sich nur auf

vorspanische Ruinenstätten oder einzelne Monumente. Immerhin ist bemerkenswert, daß mitten in der Revolutionszeit, unter dem Interims-Präsidenten Victoriano Huerta (1914), eine nationale Denkmalbehörde eingerichtet wurde.¹⁰

Schon 1928 wurde unter dem Einfluß des Amerikaners William Spratling die alte Minenstadt Taxco unter Schutz gestellt (*Ley para la Conservación de la Ciudad de Taxco*) und 1930 ein Denkmal- und Naturschutzgesetz erlassen, das aber nur Objekte im Bundesbesitz betraf. 1934 folgte ein weiteres Bundesgesetz (*Ley de Protección y Conservación de Monumentos Arqueológicos e Históricos, Poblaciones Típicas y Lugares de Belleza Natural*), das u. a. die Erhaltung ganzer Ortschaften vorsah, die als »typisch« im Sinne der nationalen oder regionalen Geschichte betrachtet wurden, z. B. Patzcuaro im Staat Michoacán, wo Lazaro Cardenas damals Gouverneur war. Dieser hat 1938 als Staatspräsident das *Instituto Nacional e Antropología de Historia* (INAH) gegründet, das weitreichende Vollmachten bei der Erforschung und Restaurierung von archäologischen, historischen und künstlerischen Denkmälern hat. Es hat wesentlich am Denkmalschutzgesetz von 1972 mitgewirkt, das erstmals ausdrücklich den Ensemble-Schutz ganzer Viertel vorsieht.

Daraufhin wurden durch den Präsidenten mehrere Stadtzentren, darunter San Cristóbal de las Casas, Oaxaca, Puebla, Morelia, Queretaro und Mexico-Stadt, zur *Zona monumental* erklärt, in der nicht nur alle Einzeldenkmäler katalogisiert werden, sondern auch Vorschriften über Gebäudehöhen, Gestaltungsprinzipien und die Nutzung bestehen.¹¹ Erst damit kann von einer Politik der Stadterhaltung und -erneuerung gesprochen werden.

Insgesamt ist die einschlägige Gesetzgebung Mexikos auch im internationalen Vergleich häufig recht fortschrittlich gewesen. Wichtige Impulse sind einerseits von exogenen Einflüssen ausgegangen, d. h. von Leitbildern und Stilrichtungen, die sich über den europäischen Kulturkreis hinaus verbreitet haben, andererseits von nationalen politischen Umbrüchen, die auf den ersten Blick keinen Zusammenhang mit dem Städtebau erkennen lassen. Jedenfalls kann man daraus kaum eine Aussage über tatsächlich erfolgte Erneuerungsmaßnahmen ableiten, denn leider stößt man weithin auf das Phänomen mangelnder Kooperation zwischen verschiedenen bundesstaatlichen, einzelstaatlichen und städtischen Ämtern. Positive Entwicklungen beruhen vielfach auf der besonderen Initiative privater Institutionen oder einzelner Personen, die in ihrer jeweiligen Position als städtische Akteure wirksam werden. Ähnliche Tendenzen lassen sich in anderen Ländern Lateinamerikas beobachten.

¹⁰ S. Lombardo de Ruiz / R. Solís Vicarte, Antecedentes de las leyes sobre Monumentos Históricos (1536–1910), México 1988; E. Gormsen u. a. (s. A 1).

¹¹ Instructivo, Trámites de licencia para llevar a cabo cualquier tipo de obra en zonas y monumentos históricos, México (Instituto Nacional de Antropología e Historia) 1985.

5. Probleme und Maßnahmen der Stadterneuerung am Beispiel verschiedener Länder

5.1 Mexiko

In Mexiko sind zwei Behörden mit Stadterneuerung befaßt: einerseits die Abteilung für Monumente der Kolonialzeit des INAH, die seit Jahrzehnten hervorragende Restaurierungsarbeiten leistet, für die Festlegung von Denkmalschutz-Zonen zuständig ist und einen Katalog sämtlicher kolonialzeitlicher Baudenkmäler, auch in abgelegenen Dörfern, zusammenstellt; andererseits eine Abteilung des Ministeriums für Stadtentwicklung und Ökologie (SEDUE), die u. a. mit konkreten Aufgaben der Altstadtplanung befaßt ist, wobei es um die Gestaltung von Plätzen, Straßen oder auch ganzer Stadtviertel geht. Hier kommt der Gedanke einer ganzheitlichen Ensemble-Planung zum Ausdruck, während bislang noch kaum nach den sozio-ökonomischen Hintergründen des Verfalls gefragt wurde. Fast überall fehlen Bestandsaufnahmen der aktuellen Situation hinsichtlich der Grundbesitzverhältnisse, der Dichte und Sozialstruktur der Bevölkerung, der Nutzung und des Erhaltungszustandes der Gebäude. Eine der wenigen Detailstudien wurde erst kürzlich für den Stadtkern von San Luis Potosí erarbeitet.

Konkrete Maßnahmen beschränken sich großenteils auf Bemühungen, das Erscheinungsbild einzelner Straßenfronten oder Plätze zu verbessern, einschließlich der Verlegung von Strom- und Telefonkabeln im Boden sowie der Pflasterung. Dazu kommen einige Fußgängerbereiche. Doch bisher ist es nur in Oaxaca und León gelungen, den ganzen Hauptplatz von Autos freizuhalten. Kritische Urbanisten bewerten diese Maßnahmen als *Fachadismo* (Fassadenkosmetik), wobei freilich eingeräumt werden muß, daß der Umfang der Problematik im Verhältnis zu den verfügbaren Mitteln außerordentlich groß ist.

Äußerst gravierend ist die Situation im historischen Zentrum der Stadt Mexico, das 1980 zur *Zona monumental* erklärt wurde. Von rund 1500 kolonialzeitlichen Baudenkmälern waren 70% in privatem Besitz, 25% in der Hand von privatrechtlichen Institutionen und nur 5% im Eigentum der öffentlichen Hand. Ein Sonderproblem besteht ferner darin, daß seit den 40er Jahren die Mietpreise von 17% aller Wohngebäude eingefroren sind, so daß bei der hohen Inflation nur noch Nominalmieten gezahlt werden.¹² Die Hauseigentümer haben folglich kein Interesse an Instandhaltungsarbeiten, und der Verfall nimmt zu. Immerhin wurden mit öffentlichen Mitteln die Fassaden einiger Straßen in der östlichen Altstadt renoviert.

Die Erdbebenkatastrophe am 19. September 1985 hat die Lage zusätzlich verschärft, allerdings auch erstaunliche Kräfte zum Wiederaufbau der rund 95 000 zer-

störten Wohnungen freigesetzt. 48 800 davon wurden für rund 210 000 Einwohner innerhalb von nur 19 Monaten im nördlichen Randbereich der kolonialen Altstadt errichtet, wobei die Kosten etwa zur Hälfte durch Kredite der Weltbank aufgebracht wurden. Schon am 11. Oktober wurden 3121 Grundstücke gegen Entschädigung enteignet, was für die Besitzer wegen des starken Mieterschutzes schließlich von Vorteil war. Problematisch war zunächst die provisorische Unterbringung von bis zu 42 000 Familien während der Bauzeit. Vor allem in der schwierigen Anfangsphase bildeten sich Solidaritätsgruppen unter den Betroffenen, die durch Kritik und Engagement wesentlich zum Erfolg des Programms beitrugen. Mit Hilfe einer variablen Typenbauweise konnte die durchschnittliche Wohnfläche von 22 m² vor der Zerstörung auf 40 m² fast verdoppelt werden, wobei jede Einheit mit 3 Zimmern, einem Bad und einer Kochnische im Mittel 4,3 Bewohner aufnimmt.¹³

Beachtliches Einfühlungsvermögen zeigte sich beim Wiederaufbau von rund 200 Häusern, die vom INAH als Baudenkmal eingestuft wurden. Hier wurde gezeigt, daß es durchaus möglich ist, in historischen Gebäuden Sozialwohnungen zu angemessenen Kosten unterzubringen. Sie gehen nach einer Tilgungszeit von 8 Jahren in das Eigentum der Bewohner über, wobei die Monatsraten 20 bis 30% des Mindestlohnes betragen bei einem durchschnittlichen Einkommen von 2 Mindestlöhnen.¹⁴ Derartige Programme könnte man auch mit Hilfe anderer Wohnungsbaufonds durchführen, die bisher nur Neubaugebiete am Stadtrand fördern. Entsprechende Gedanken wurden 1987 in großer Zahl auf einem Symposium von ICOMOS in Puebla geäußert, das unter der Überschrift »Zeitgemäße Nutzung von historischen Gebäuden« stand. Doch leider wurden dabei keine konkreten Beispiele vorgetragen.¹⁵

5.2 Die Andenländer

Einen Versuch in diesem Sinne hat es, ebenfalls nach einem großen Erdbeben, 1983 in Popayán gegeben, einer bis dahin gut erhaltenen Provinzstadt Kolumbiens, deren konservative Oberschicht noch großenteils in ihren angestammten Häusern im Zentrum wohnte. Nach den schweren Schäden wurde von einem Architektur-Professor in Verbindung mit dem Banco Central Hipotecario (BCH) vorgeschlagen, in eins der repräsentativen *Patio*-Häuser außer Läden und dem Büro der Handelskammer einige Appartements für mittlere Bevölkerungsschichten rings um die hinteren Innenhöfe einzuplanen, was aber nicht den Beifall der führenden Gruppen im Stadtrat fand.

Die BCH-Bank spielt insgesamt eine wichtige Rolle bei der Stadterneuerung, nicht nur als Kreditgeber, sondern auch als eine der wenigen zentralen Institutionen, die

¹² Vgl. J. Monnet, El centro histórico de la ciudad de México, in: Sábado, Suplemento de Unomásuno, México, 26. 8. 1989, S. 1–3.

¹³ Renovación habitacional popular en el D.F., la reconstrucción de vivienda en el centro histórico de la ciudad de México después de los sismos de Septiembre de 1985, Nairobi (United Nations Centre for Human Settlements, Habitat) 1987.

¹⁴ Ebda., sowie eigene Beobachtung März 1990.

¹⁵ VII Symposium Internacional de Conservación del Patrimonio Monumental, Puebla 1987.

umfassende Vorstellungen zur Lösung dieser schwierigen Aufgaben entwickelt haben. So wird in einer Broschüre ausdrücklich »die Verbesserung der Lebensqualität der Bewohner« gefordert.¹⁶ An den Programmen dieser Bank und am Beispiel Kolumbiens insgesamt, wo immerhin seit 1945 einige Denkmalschutzgebiete offiziell ausgewiesen wurden, läßt sich aber zeigen, wie verschieden die Behandlung des Altstadtproblems in Städten mit unterschiedlicher sozio-ökonomischer Struktur erfolgt.

Das alte Viertel La Candelaria, das östlich des Zentrums von Bogotá am Hang aufsteigt, befand sich lange Zeit in einem Degradations-Prozeß, bis vor einigen Jahren mit staatlicher Unterstützung eine Gesellschaft gegründet wurde, die den Ausbau der Infrastruktur und die Sanierung privater Gebäude unter Beibehaltung des Erscheinungsbildes fördern soll.¹⁷ Gleich nebenan wurde aber vom BCH praktisch das gesamte Viertel Santa Barbara aufgekauft, um einen großen Verwaltungs- und Wohn-Komplex zu errichten.

Die ummauerte Hafenstadt Cartagena verfiel mehr und mehr, nachdem die Oberschicht in ein Villenviertel auf der Halbinsel Manga umgezogen war. Doch der Ausbau zum bevorzugten Seebad Kolumbiens mit zahlreichen Hochhaus-Hotels an den Stränden der Bocagrande führte zu einer Attraktivitätssteigerung, die wohlhabende Kolumbianer aus dem Landesinneren veranlaßte, heruntergekommene Altstadt Häuser zu Ferienhäusern umzubauen. Sanierung bedeutet hier also nicht eine Wiederbelebung für die ansässige Bevölkerung. Ähnliches gilt für Villa de Leiva, einen malerischen Marktflecken nördlich von Bogotá, der sich zu einem Naherholungsort mit vielen Wochenendhäusern im rustikalen *Hacienda*-Stil entwickelt hat, obwohl er nach wie vor Zentrum seines ländlichen Umlandes ist. Doch der lebendige Sonntagsmarkt wurde vom großen restaurierten Hauptplatz an den Ortsrand verlegt.¹⁸

Die Sanierungspolitik ist also in den verschiedenen Städten des Landes nicht einheitlich, obwohl sie sich insgesamt an den herrschenden Kreisen orientiert. Dies bedeutet oft Verdrängung der angestammten Bewohner oder der traditionellen Funktionen zu Gunsten einer fragwürdigen Nutzung als Zweitwohnsitz der metropolitanen Bourgeoisie, die, abgesehen von der tourismus-relevanten Stadtbildpflege, zur tatsächlichen Belebung der Altstädte wenig beiträgt, da sie nur selten anwesend ist und sich meist außerhalb versorgt. Im übrigen zeigt sich in abgelegenen Städten mit geringer Dynamik eine Tendenz zur Stadterhaltung durch die einheimische Oberschicht, die an der überkommenen zentral-peripheren Stadtstruktur festzuhalten sucht, wie beispielsweise in Mompo im Küstentiefland.

¹⁶ Banco Central Hipotecario, Bases para un esquema de reordenamiento urbano a través de programas de renovación, Bogotá 1984, S. 6.

¹⁷ A. Peña Quiñones, Estudio de programación, Alcaldía Mayor de Bogotá, Corporación Barrio La Candelaria, 1983 (unveröff.).

¹⁸ G. Tellez u. E. Moure, Villa de Leyva, Sachica, Zona histórica, hg. von Corporación Nacional de Turismo, Bogotá o. J. (1982).

In den südlich benachbarten Ländern liegen die Probleme ähnlich. Mit der Anerkennung von Quito als Weltkulturerbe war ja leider nicht automatisch die Bereitstellung von Mitteln zur Restaurierung verbunden, zumal die meisten Gebäude Privateigentum sind. Gerade dies ist aber auch das Hauptproblem der Altstadt von Lima, wo die Mieten 1977 eingefroren wurden. Es besteht also kein Interesse an der Erhaltung der Häuser. Da aber die Grundstückspreise wegen der zentralen Lage sehr hoch sind, versuchen die Eigentümer ihre Gebäude aufgrund eines Gesetzes von 1967 zu Ruinen (*Finca ruinosa*) erklären zu lassen, um so die Bewohner zu verdrängen. Bis 1986 war dies in 225 Fällen gelungen. An ihrer Stelle wurden Geschäftshäuser errichtet. Nur vereinzelt hat die Stadtverwaltung Fassaden- und Platzgestaltung betrieben. Und lediglich in einem größeren Block hat die gemeinnützige Gesellschaft *Beneficencia* eine Renovierung zu Gunsten der Bewohner in Angriff genommen.¹⁹

5.3 Guatemala

Ausgerechnet dem verheerenden Erdbeben von 1773 hat die ehemalige Hauptstadt Antigua Guatemala ihre heutige Attraktivität zu verdanken, denn die Verwaltungsfunktion ging an die 90 km entfernte Neugründung Ciudad de Guatemala über. Antigua blieb ein kleines Regionalzentrum, doch die Pracht der früheren Kirchen und Klöster schien endgültig dahin. Ein erneutes Interesse an der selbst in Ruinen noch großartigen Kolonial-Architektur wurde mit Bauaufnahmen durch Nordamerikaner in den 30er Jahren geweckt. 1947 folgte ein Erlaß des Staatspräsidenten zur Denkmalpflege und Stadterhaltung. Entscheidend war aber ein Kongreß der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) 1965, durch den die Stadt zum *Patrimonio de las Américas* erklärt wurde. Zehn Jahre später folgte die Aufnahme Antiguas in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes.

Dies führte nicht nur zu verstärkten Anstrengungen bei der Erforschung und Restaurierung von Baudenkmalern, sondern auch zu einem steigenden Interesse unter Einheimischen und Nordamerikanern. Schon 1970 hatten über 50 US-Bürger ihren Wohnsitz in Antigua, und seit dem Bau einer Autobahn zur neuen Hauptstadt lassen sich immer mehr Mitglieder der dortigen Oberschicht auf Dauer oder für Ferien und Wochenenden in dieser landschaftlich, klimatisch und baugeschichtlich reizvollen Kleinstadt nieder. Sie ist inzwischen auch im Standardprogramm touristischer Rundreisen enthalten, was sich u. a. in zahlreichen Gaststätten und Souvenirläden zeigt. Doch seit einer Analyse der Wohnsituation in den 60er Jahren²⁰ gibt es keine genauen

¹⁹ B. G. Cavaillès, La degradación de Lima Cuadrada, in: Bulletin de l'Institut Français des Etudes Andines 17, No. 1 (1988), S. 87–95.

²⁰ Vgl. A. G. Yurrita, La vivienda en Antigua. Tesis, Facultad de Arquitectura, Universidad de San Carlos de Guatemala, 1967. Insgesamt gehört die Stadt in dieselbe Rubrik wie San Miguel de Allende in Mexiko, wo über 1000 Nordamerikaner Wohnrecht haben, vgl. C. Eckhard, Der Fremdenverkehr in San Miguel de Allende und seine Auswirkungen auf die Stadtstruktur, MA-Arbeit Mainz 1990 (unveröff.).

Erkenntnisse über die sozio-ökonomischen Strukturwandlungen, weder bei der Stadtverwaltung, noch beim Amt für Denkmalpflege, in dem andererseits hervorragende Arbeit zur Wiederherstellung der Kirchen- und Klosterruinen geleistet wird.²¹

5.4 Städte im Karibischen Raum

Gegenüber den Städten im Binnenland Mexikos, Mittelamerikas und der Andenländer, die sich in einem befriedeten Kolonialreich weithin ohne äußere Konflikte entwickeln konnten, bilden die Hafenstädte der Karibischen Inseln und Küsten einen eigenen Typ, nicht nur wegen der funktionsbedingten Lagepräferenzen, sondern vor allem wegen der damit verbundenen Notwendigkeit des Festungsbaus, denn sie waren bis ins 19. Jh. den Übergriffen von Piraten oder konkurrierenden Seemächten ausgesetzt.

In manchen Städten bilden die ständig erweiterten und erneuerten Befestigungen, allein schon aufgrund ihrer Ausdehnung und Stabilität, die wichtigsten Baudenkmäler und damit die hauptsächliche Attraktivität für die Touristen, die meist als Kreuzfahrt-Passagiere nur zu Besichtigungen und Einkaufstouren an Land gehen. In einigen Fällen (z. B. Cartagena, San Juan Puerto Rico) wurden allerdings auf benachbarten Sandstränden große Seebäder angelegt. Die Frage nach der Denkmalpflege und Stadterhaltung hängt einerseits vom funktionalen Gefüge innerhalb der Stadt ab, andererseits von den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen im jeweiligen Land.

5.4.1 Puerto Rico

San Juan Puerto Rico wurde schon 1521 auf einer steil aus dem Meer aufragenden Koralleninsel in ausgezeichnete Schutzlage gegründet. Seine Festungsanlagen gehören zu den größten und am besten erhaltenen im Karibischen Raum. Die großen Forts El Morro und San Cristóbal wurden 1949 zusammen mit der Altstadt unter Denkmalschutz gestellt und unterliegen seitdem der eingehenden Pflege durch den US National Park Service. Der historische Kern hat seinen kolonialspanischen Stil bis heute weitgehend erhalten. Auch hier kam es zu einer asymmetrischen Differenzierung zwischen dem dynamischen Hafenviertel, wo noch in den 50er Jahren mehrere Bank-Hochhäuser errichtet wurden, und dem oberen Bereich, der auf dem Kliff zum offenen Meer liegt und zunehmende Verfallserscheinungen zeigt.

Schon 1942 wurde eine Stadtplanungskommission eingesetzt und 1955 ein spezielles Kultur-Institut zur Stadterhaltung gegründet, doch erst seit den 70er Jahren ist es zu grundlegenden Änderungen gekommen, da die meisten Behörden aus verschiedenen Altstadtgebäuden in einem neuen Zentrum konzentriert wurden und auch die Hauptstellen der Banken sowie die besseren Geschäfte sich in der neuen City niederließen.

²¹ Vgl. die Reihe »Memoria de Labores«, hrsg. vom Consejo Nacional para la Protección de la Antigua Guatemala (seit 1972).

Um den Prozeß einer fortschreitenden Slum-Bildung in der Altstadt zu unterbinden und die private Stadterneuerung zu stimulieren, hat die Regierung einzelne Häuser aufgekauft und instand gesetzt. Doch erst die Gewährung langfristiger Kredite hat entsprechende Initiativen ausgelöst, die offensichtlich erhebliche soziale Umschichtungen mit sich bringen. Allein die für Abbruchgrundstücke geforderten Preise lassen eine spätere Nutzung durch untere Einkommensschichten nicht mehr zu. Dabei ist der Immobilienmarkt größtenteils in den Händen einer mächtigen Maklerfirma. Außerdem scheint unter den Käufern der renovierten Altstadt Häuser ein hoher Anteil von US-Bürgern des oberen Mittelstandes zu sein. Die damit in Gang gesetzte Verdrängungstendenz entspricht am ehesten dem europäischen Trend einer Aufwertung von Sanierungsgebieten gemäß dem Slogan »Zurück in die Altstadt«, die freilich unter dem deutschen Städtebauförderungsgesetz nicht voll zur Wirkung kommt. In Puerto Rico ist sie wohl dem direkten nordamerikanischen Einfluß zuzuschreiben.²²

5.4.2 Cuba

Die Situation in Cuba steht verständlicherweise in krassem Gegensatz zum eben gesagten. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten dieses Landes treten u. a. in einer außerordentlichen Degradierung der gesamten Bausubstanz von Havanna in Erscheinung, einschließlich der Stadtgebiete aus den 50er Jahren, denn nach der Revolution wurde zunächst nur der ländliche Raum entwickelt. Über 50% der Gebäude in der dicht bevölkerten kolonialen Altstadt (*Habana Vieja*) befinden sich in einem traurigen Verfallsprozeß und auch in den benachbarten, städtebaulich interessanten Vierteln des 19. Jh. (*Centro Habana*) sind 30% dringend sanierungsbedürftig.²³

Um so mehr Beachtung haben die Bemühungen um die Stadterneuerung im Zusammenhang mit der Anerkennung von *Habana Vieja* als Weltkulturerbe (1982) gefunden. Tatsächlich wurden aber bisher nur die wichtigsten der insgesamt 907 Baudenkmäler und einige Blocks im Bereich der Plaza de Armas und der Kathedrale saniert. Der geschlossene Eindruck, den die Touristen beim Gang durch diese engere Altstadt gewinnen, kommt dadurch zustande, daß aufgrund der zentral gesteuerten Planung ohne Rücksicht auf private Interessen jeweils ganze Straßenabschnitte gleichzeitig bearbeitet werden. Unter diesem Vorzeichen ist es auch möglich, im Inneren der Straßenblocks gemeinsame Freiflächen als Kinderspielflächen und begrünte Erholungsräume anzulegen.

Größere Erneuerungsprogramme wurden erst in den 80er Jahren in Gang gesetzt, wobei heute darauf geachtet wird, daß möglichst viel Wohnraum für die ansässige Bevölkerung erhalten bleibt, die Bewohner also nicht in entferntere Stadtviertel um-

²² Informationen vom Planungsamt und eigene Beobachtungen 1985; vgl. auch G. Beese, Karibische Inseln, Köln 1985, S. 306–316.

²³ A. Nickel, Die Altstadt von La Habana. Wohnsituation und Konzepte der Altstadterneuerung, in: Geographische Rundschau 41 (1989), S. 14–21.

ziehen müssen. Eine wichtige Rolle bei der arbeitsintensiven Sanierung spielen sog. Mikrobrigaden, die einen Teil ihrer Arbeitszeit von 60 Wochenstunden unentgeltlich leisten und sich dadurch das Recht an einer Wohnung erwerben. Trotzdem werden die umfassend geplanten Maßnahmen von den Finanzierungsmöglichkeiten und der Verfügbarkeit des Baumaterials abhängen und sich über Jahre hinziehen, in denen der Verfall fortschreitet.

Vergleichbare Programme sind inzwischen in Santiago de Cuba und in vielen anderen Städten des Landes angelaufen. Eine große Zahl von Beispielen zu diesem Thema wurden im April 1990 im IV. Iberoamerikanischen Urbanismus-Kongreß in Santiago de Cuba vorgestellt.²⁴ Dazu gehörte auch ein Projekt zur Verbesserung des touristischen Angebots in der Kleinstadt Trinidad durch Umnutzung privater Häuser, die nur noch von wenigen, meist älteren Personen bewohnt werden, in Restaurants oder Läden.

6. Zusammenfassung und Schlußbemerkungen

Aus dem Vergleich mehrerer Städte in Ländern mit verschiedenen Strukturen lassen sich Regelmäßigkeiten ableiten, und zwar jeweils in der Gegenüberstellung der vorindustriellen mit der heutigen Situation der betroffenen Stadt. Hauptfaktoren zur Differenzierung sind die Wirtschaftskraft und die Lage im Verkehrsnetz, von denen die Einwohnerzahl und die innere Gliederung abhängen. Zwei Grundtypen lassen sich unterscheiden:

1. Klein- oder Mittelstadt in abseitiger Lage; Zentrum einer (früher) wohlhabenden Agrar- oder Bergbauregion aber ohne moderne Impulse; Rückgang der Wirtschaftskraft durch Erschöpfung des Bergbaus, Verlegung der Hauptverkehrslinien oder Konkurrenz einer benachbarten Stadt; daher weitgehende Bewahrung der zentral-peripheren Sozial- und Wirtschaftsstruktur sowie der überkommenen Bausubstanz, zumal sie von den angestammten Bewohnern (Eigentümern) selbst genutzt wird.
2. Mittel- bis Großstadt in zentraler Lage mit wirtschaftlichem Aufschwung und Konzentration des tertiären Sektors und des Verkehrs im alten Zentrum; folglich Umzug der Oberschicht in Villenviertel; geschäftliche Nutzung und moderne Überprägung in dynamischen Teilbereichen der Altstadt gegenüber Degradierung zu Slums in anderen Gebieten; daher erheblicher Erneuerungsbedarf mit unterschiedlicher Zielsetzung nach ästhetischen Kriterien und sozialpolitischen Vorstellungen.

²⁴ IV Congreso Iberoamericano de Urbanismo, Comisión 2, Renovación Urbana, Santiago de Cuba 1990.

Diese grob gerasterte Systematisierung faßt einige Merkmale der Entwicklung historischer Stadtkerne zusammen und dient zum besseren Verständnis der ablaufenden Strukturwandlungen. Sie erfordert aber eine weitere Differenzierung unter Berücksichtigung der länderspezifischen Rahmenbedingungen, insbesondere der baugesetzlichen Grundlagen, sowie der wirtschaftlichen Faktoren.

Unter diesen spielt seit einiger Zeit der Tourismus eine zunehmende Rolle. Er führt zur Neubewertung der historischen Bausubstanz, die in steigendem Maße für touristische Zwecke bzw. zu Zweitwohnungen umfunktioniert wird. Damit verbunden ist eine allgemeine Pflege des malerischen Stadtbildes einschließlich der teilweise fragwürdigen Ergänzungen im historisierenden Stil. Die an sich begrüßenswerte Stadterneuerung ist also weitgehend fremdbestimmt, zumal dadurch auch ein Wandel der Bevölkerungsstruktur zu Gunsten einer großstädtischen, z. T. ausländischen Oberschicht eingeleitet wird.

Solche Wirkungen sind besonders spürbar in relativ abgelegenen Kleinstädten. Dagegen bewegt sich der Tourismus in Großstädten meist auf wenigen ausgetretenen Pfaden, wo er dann freilich als Massentourismus mit all seinen Folgen auftritt. Stadterneuerung sollte sich aber gerade in diesen Städten nicht auf eng begrenzte, touristisch attraktive Zonen beschränken, sondern zur Verbesserung der Lebensverhältnisse der Altstadtbewohner beitragen. Neuerdings ist in Medien und Planungsbehörden immerhin ein kritisches Problembewußtsein für den städtebaulichen Ensemble-Schutz zu beobachten. Es ist aber fraglich, ob das Mißverhältnis zwischen Fassadenkosmetik und angemessenen Wohnbedingungen überbrückt werden kann.

Darüber hinaus hat sich bestätigt, daß zwar schon recht einheitliche Vorstellungen über die architektonische und städtebauliche Gestaltung von Einzelbauwerken und *Zonas monumentales* bestehen, aber nur sehr begrenzte Kenntnisse über die tatsächlich dabei ablaufenden sozio-ökonomischen Prozesse in Bezug auf Alters-, Berufs- und Einkommensstruktur der Bevölkerung, Wohnungstypen, Grundbesitzverhältnisse, Funktionswandlungen usw. Es fehlt somit noch weitgehend an ausgewogenen Konzepten für eine integrierte Entwicklungsplanung der Stadtkerne unter Einbeziehung der Wohnraumversorgung für die dort ansässige Bevölkerung.

Im übrigen stellt die Altstadt kein isoliertes Problem dar. Sie muß vielmehr im Kontext der enormen Urbanisierung an den Stadträndern beurteilt werden. Lösungen hängen nicht nur von finanziellen Möglichkeiten ab, sondern in erster Linie von der Aufstellung klarer Prioritäten bei den politischen Entscheidungen. Statt Prestige-Objekte wie Denkmäler oder Prachtboulevards mit großen Brunnen zu errichten, die oft nur der Selbstdarstellung der jeweils herrschenden Staatsmacht dienen, könnten entsprechende Mittel der Stadterneuerung zufließen und damit möglicherweise dem Prestige der Stadt und ihrer Gesellschaft nachhaltiger zugute kommen.

Stadterneuerung in Kolumbien: Modelle und Strategien

Kolumbien ist ein Land der Städte. An ihrer Struktur sind die Konflikte ablesbar, die das Land erschüttern. In der Krise wachsen jedoch Bestrebungen, die Probleme aus den eigenen Traditionen zu bewältigen. Die Denkmalpflege, eine noch junge Organisation, steht vor der Aufgabe, angesichts der rapiden Desintegration der Metropolen das baukulturelle Erbe zu bewahren. Ihre Erfolge sind an der kurzen Zeit ihrer Existenz zu messen: 1959 wurde der *Consejo de Monumentos Nacionales* gegründet. Diese Institution ist heute Teil des *Instituto Colombiano de Cultura*, dessen *Centro Nacional de Restauración* die Dokumentation, Analyse und Restauration der Kunstdenkmäler leitet und mit den Architekturfakultäten, Akademien und Architektenvereinigungen zusammenarbeitet. Die Aufgaben der Denkmalpflege gliedern sich in sechs Bereiche: 1. Präkolumbische Monumente, 2. Historische Stadtzentren, 3. Staatliche Repräsentationsbauten (Rathäuser, Regierungspaläste u. ä., 4. Sakralbauten (Kirchen, Klöster, Kapellen, Friedhöfe), 5. Wohnhäuser (Haciendas, Wohnbauten bedeutender Persönlichkeiten), 6. Zivile Bauten (Theater, Bahnhöfe, Brücken, Bibliotheken, Universitäten, Hospitäler, Markthallen) und 7. Festungen.¹

Die Tätigkeit entwickelte sich parallel zum Ausbau der Architekturstudien an den Universitäten. Um 1965 wurden die ersten Restaurationen auf wissenschaftlicher Basis durchgeführt. Lag anfangs der Schwerpunkt auf einzelnen Monumenten, vor allem aus der Kolonialzeit, so wird heute der Vorrang der Stadterneuerung erkannt. In unserem Überblick konzentrieren wir uns auf historische Städte, die für Strategie und Praxis der Denkmalpflege charakteristisch sind.

1. Städte der Karibik

Der koloniale Urbanisationsprozeß begann an der Küste und entlang der Wasserstraßen. Nach den ersten ephemeren Niederlassungen, die zu Beginn des 16. Jh. an der karibischen Küste entstanden, wurden Santa Marta (1525) und Cartagena de Indias (1533) Ausgangspunkte der systematischen Kolonisation. Während Santa Marta eine Kleinstadt blieb, erlangte Cartagena als wichtigster Hafen im Norden des Subkontinentes internationale Bedeutung. Für die Wahl des Standortes war die einzigartige Lage entscheidend. Bereits 1534 Bischofssitz, wurde die Stadt 1552 nach einem Brand

¹ M. Platino de Borda, Monumentos Nacionales de Colombia, Bogotá ²1985, S. 11 f.



Abb. 1 Cartagena de Indias, 1735.

rekonstruiert. Ihr geometrisches Straßennetz paßt sich geschickt der Topographie an: Die einzelnen Blöcke variieren in Form und Größe. Trotz angestrebter Ost-West- und Nord-Süd-Ausrichtung schneiden sich die Straßen selten im rechten Winkel. Dadurch entstehen szenische Effekte, eine spannungsvolle Staffelung. Der Hafen befindet sich an der dem Meer abgewandten Seite: Wie in Venedig, betraten Reisende unmittelbar die Plaza Real. Die Plaza Mayor ist nur einen Block entfernt. Beide Plätze, als Sitz der wichtigsten Institutionen eng aufeinander bezogen, bilden das Herz der Stadt.

Seit 1566 wurden die jährlichen Geleitzüge zwischen Spanien, dem Nuevo Reino de Granada und der Andenregion in Cartagena konzentriert. Dadurch wurde die Stadt zum begehrten Ziel der Piraten und mußte befestigt werden. Nachdem sich einige kleinere Befestigungen als ungenügend erwiesen hatten, entwarf der Italiener Antonelli 1595 für den gesamten Stadtkern einen Festungsring, in den im 18. Jh. die Vororte San Diego und Getsemaní integriert wurden.²

² E. Marco Dorta, Cartagena de Indias, Puerto y Plaza Fuerte, Bogotá ³1988, 40 f. u. Abb. 13 f.

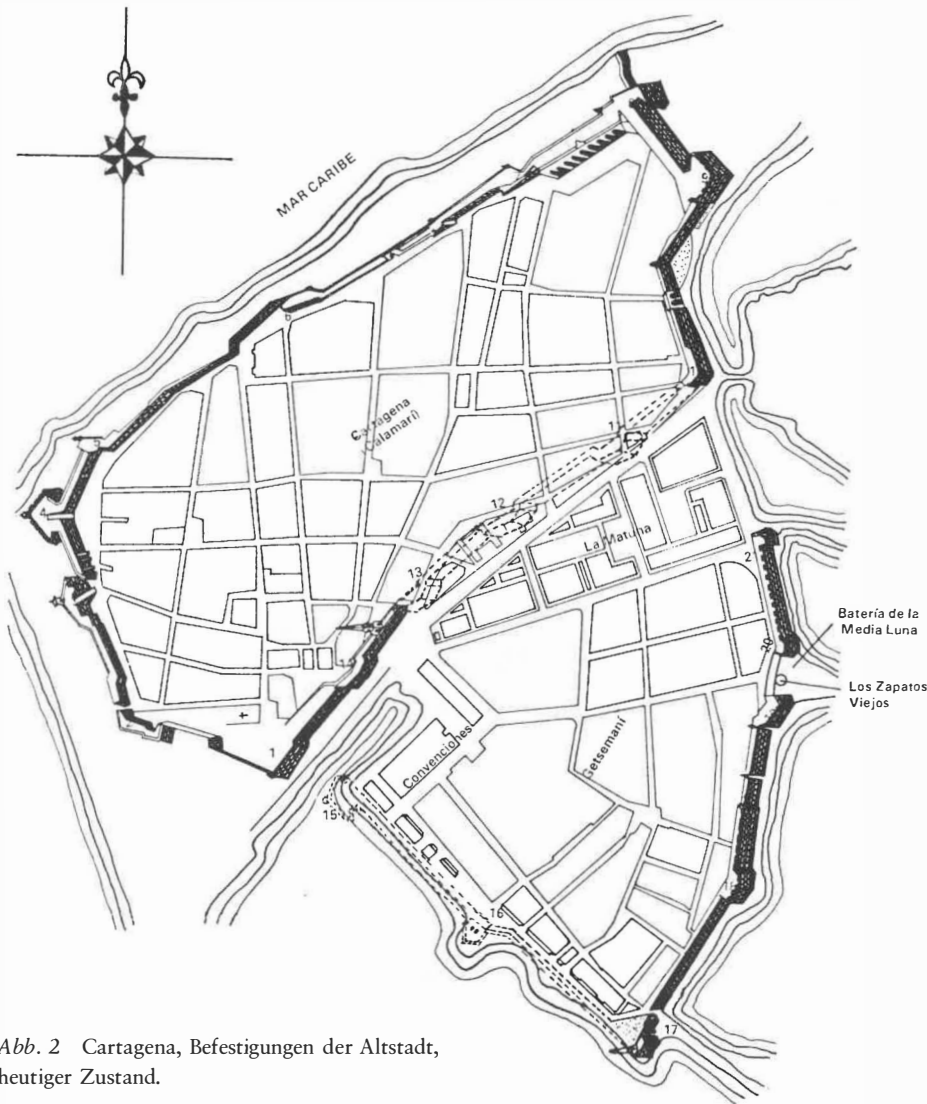


Abb. 2 Cartagena, Befestigungen der Altstadt, heutiger Zustand.

Auf diesem Befestigungssystem, das die topographische Situation akzentuiert, basiert die visuelle Einheit des Ensembles, sein ästhetischer Reiz. Seine Existenz war für die Bewahrung der historischen Substanz entscheidend. Ein schwerer Eingriff erfolgte durch den Abriß eines Teiles der Mauern im Zusammenhang mit dem Bau des neuen Geschäftszentrums La Matuna auf aufgeschüttetem Gelände, das wie ein Keil in die Stadt eindrang. Für die Denkmalpflege genießen die Altstadt und der Befestigungsgürtel Priorität. Das gilt nicht nur für die Plätze und Monumentalbauten, sondern auch

Die alte Stadt 4/90

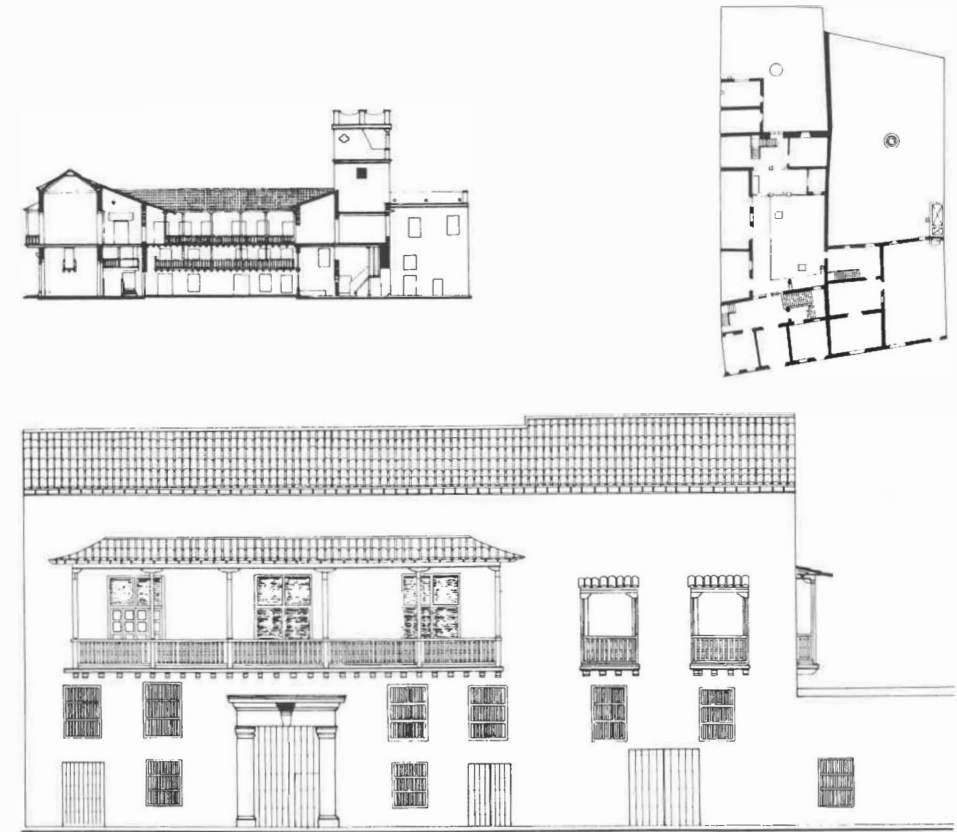


Abb. 3 Casa del Marqués de Valdehoyos, Cartagena.

für die kolonialen Patiohäuser. Bei der Rehabilitation der Plätze wurde – ausgenommen die Plaza Real – auf Vegetation größter Wert gelegt: Ihre Funktion als Ort des Verweilens, der Erholung und Begegnung wurde betont. Wurden die Monumentalbauten in staatlicher Regie restauriert, so wurden für den privaten Wohnungsbau auch die Besitzer aktiviert. Städtische und staatliche Projekte (Verwaltung, Erziehung, Kultur) übernahmen eine Pilotfunktion. Das zweistöckige Haus des Marqués de Valdehoyos (vgl. Abb. 3), heute Sitz der *Corporación Nacional de Turismo*, ist ein Modell für die Wiederherstellung eines bereits verfallenden Herrensitzes aus dem 18. Jh. Mit seinem prächtigen Portal, seinem Treppenhaus, zwei Innenhöfen und Garten zeugt es vom Reichtum der kolonialen Elite. Im Straßenbild blieb das maßstäbliche Verhältnis der Fassaden auch im 19. Jh. verbindlich. Die republikanische Architektur, für die Kohärenz des Ensembles entscheidend, wird deshalb in das Konzept der Rehabilitation einbezogen. Sie verfügt in der Stadt über bedeutende Beispiele, etwa

Die alte Stadt 4/90

das Theater Heredia (1911), dessen Restauration begonnen hat. Eine Besonderheit Cartagenas ist die farbige Gestaltung der Fassaden, ihre Gliederung durch hölzerne Balkone und Gitter. Die aus andalusischen Traditionen stammenden Aussichtstürme der vornehmen Wohnbauten sind von der Straße aus meist nicht wahrnehmbar, prägen jedoch das Bild der Stadt.

Cartagenas Attraktivität basiert auf der Altstadt und der Schönheit seines Umfeldes. Die Stadt ist ein bevorzugtes Ziel des internationalen Tourismus, der durch

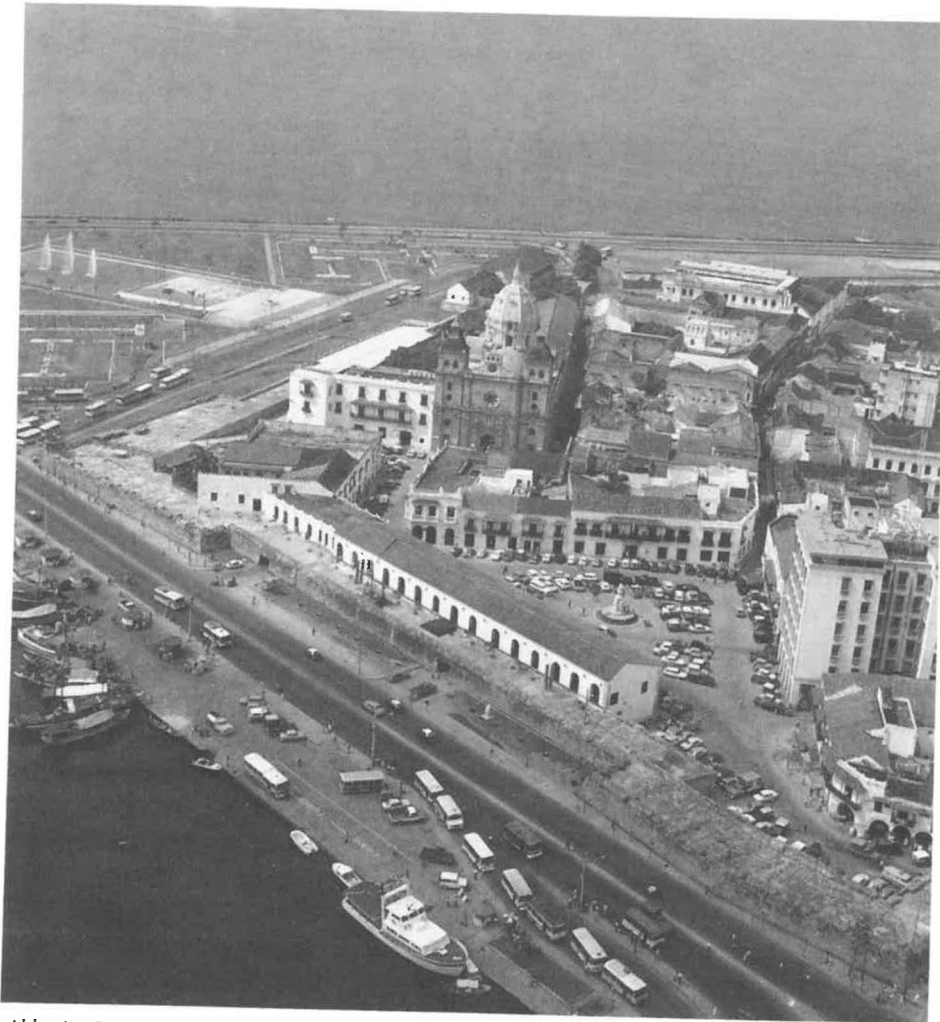


Abb. 4 Cartagena de Indias. Die dreieckige Plaza Real, heute Plaza de la Aduana, war im 16. Jh. zum Hafen hin offen.

Kongresse, Musik- und Filmfestivals gefördert wird. Er konzentriert sich besonders in einem Hotelviertel auf der Halbinsel Boca Grande. Die Stadterneuerung steht vor schwierigen Aufgaben: Während das Zentrum und das unmittelbar angrenzende Viertel San Diego mit der Plaza Fernández de Madrid erfolgreich stabilisiert wurden, mußte 1982 die Markthalle (1904) am Hafen dem *Centro de Convenciones* (Kongreßzentrum) weichen, einem gigantischen Kubus, der völlig deplaziert wirkt. Zwangsläufig wurden dadurch neue Geschäftsbauten notwendig. Ob es gelingt, eine weitere Degradierung zu stoppen, hängt wesentlich davon ab, ob das vernachlässigte koloniale Viertel Getsemaní rehabilitiert werden kann. Das gilt ebenso für das mit ihm durch eine Brücke verbundene, im 19. Jh. angelegte Villenviertel von Manga, einem bevorzugten Ziel der Spekulation.

Cartagena ist das Schaufenster Kolumbiens. Die Aufnahme in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO fördert die Bestrebungen zur Erhaltung der Stadt. Gleichzeitig werden die Planer mit einem kaum zu bewältigenden Bevölkerungswachstum konfrontiert, bedingt durch den Zuzug von Flüchtlingen aus Spannungsgebieten. Dadurch gerät das sensible Ökosystem der Lagunenlandschaft in akute Gefahr.

Aufgrund seiner geographischen Gliederung wurden die historischen Territorialsysteme in Kolumbien meist entlang der Wasserwege konzipiert. Die wichtigste Verkehrsader zwischen den einzelnen Regionen wurde der Rio Magdalena. Cartagena war seit dem 17. Jh. durch den Canal del Dique mit dem Fluß verbunden. Die Stadt Mompox wurde 1540 von Cartagena aus als Etappenziel, Handels- und Rastplatz auf dem Wege nach El Dorado gegründet. Sie wurde das religiöse und kulturelle Zentrum der karibischen Ebene. Der Fluß bildet ihren wichtigsten Bezugspunkt; an ihm konzentrieren sich die Funktionen städtischen Lebens, Handel, Verkehr, Verwaltung und Religion. Wer die Stadt auf den Spuren Humboldts besucht, betritt sie ebenfalls gemäß der Tradition der Seestädte unmittelbar im Zentrum, an der Plaza, die im 20. Jh. durch eine Markthalle am Hafen ergänzt wurde, die zugleich semantisch die Funktion eines Stadttorees erfüllt.

Das lineare Gefüge von Mompox knüpft an präkolumbische Vorbilder der Amphibienkultur an, ein System der Entwässerung, mit dem eine maximale Nutzung des

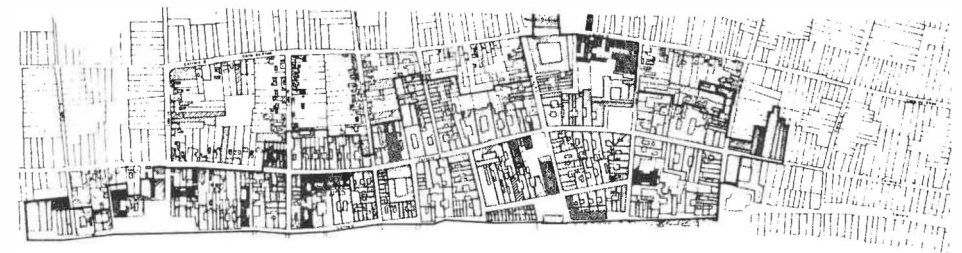


Abb. 5 Mompox, Historischer Ortskern.



Abb. 6 Mompox, Calle Real del Medio, im Hintergrund Santa Bárbara (Foto Haufe).

Landes und des Wassers möglich war.³ Im 18. Jh. erreichte die Uferzone, die durch drei zum Fluß hin offene Plätze akzentuiert wird, bereits eine Ausdehnung von drei Kilometern. Durch die perspektivische Staffellung der Silhouette entsteht bei der Ankunft, sobald die Stadt am Horizont erscheint, eine faszinierende Szenographie. Die Hauptstraße verläuft etwa parallel zum Fluß und folgt seinen Biegungen; dadurch entstehen Schattenzonen. Beim Durchschreiten bleiben Anfang und Ende verborgen. Anders als in Cartagena, dominieren in Mompox Flachbauten, die im Wohnbereich der Aristokratie durch kunstvolle Portale, Fenster und Gitter geschmückt sind. Sie prägen die Physiognomie des Zentrums. Bei der Definition der historischen Zone waren kunsthistorische Kriterien maßgebend, wobei die Volksarchitektur eine sekundäre Rolle spielt. Sie gilt es aufzuwerten: Erst durch die räumliche Organisation der zum Binnenland orientierten bescheidenen Viertel erfolgt eine Symbiose mit dem Terrain.

Mompox ist ein Sonderfall: Der Hauptarm des Rio Magdalena änderte im 19. Jh. seinen Lauf. Die Stadt wurde durch ihre Insellage isoliert. Das führte zur Stagnation, aber auch zur Bewahrung ihres ursprünglichen Erscheinungsbildes. Da der Massen-

³ O. Fals Borda, *Historia Doble de la Costa*, Tomo I: Mompox y Loba, Bogotá 1980, S. 21 B.

tourismus früher oder später die letzten Oasen aus vorindustrieller Zeit erreichen wird, kommt es darauf an, wie die Atempause bis zur »Entdeckung« für adäquate Planungen genutzt wird. Während Cartagena über eine Architekturfakultät verfügt, ist in Mompox Assistenz von außen nötig. 1981 förderte die *Corporación Nacional del Turismo* eine Studie der baulichen Substanz. Darin wird ein »Código básico de Urbanismo« entwickelt, der eine Kontrolle der Baumaßnahmen forderte, die Verwendung lokaler Motive und Materialien, den Schutz der Uferzone, ebenso finanzielle Anreize für private Besitzer, etwas Steuererleichterungen bei Restaurationen. Eine lokale, von einem Architekten geleitete Behörde sollte die Arbeiten koordinieren. Die Funktion der Vegetation für das Mikroklima der Stadt wurde besonders betont. Mompox wird dadurch, vor allem im hinteren Bereich, zu einer Gartenstadt, einem Gesamtkunstwerk von seltener Homogenität. Daß diese Empfehlungen nicht konsequent durchgesetzt wurden, zeigt die Tatsache, daß die Hauptstraße betoniert wurde – trotz aller Nachteile und Warnungen.⁴

Mompox diente Orten wie Calamar, Puerto Nare, Honda und Ambalema als Vorbild und hat durch seine ambientalen Qualitäten für die gesamte Region Modellcharakter. Seine gelungene Rehabilitation kann mit einem weiten Echo rechnen: Als tropischer Archetyp der Stadt am Fluß, einem Leitmotiv des kolumbianischen Städtebaues, ist Mompox Kulisse für die Romane von Gabriel García Márquez, der sich hier inspirieren ließ. In Mompox ist die mythische Realität der karibischen Kultur noch erfahrbar, hier entscheidet sich, ob sich Macondo gegen die technokratischen Lösungen behaupten kann.

2. Provinzhauptstädte

Kolumbien verfügt über ein Netz von Städten, die aus kolonialen Subsystemen entstanden sind. Es war um die Mitte des 19. Jh. vollendet. Mit der internationalen Arbeitsteilung wurde die Entwicklung Bogotás favorisiert. Inzwischen ist die Zentralisierung zu einer solchen Belastung für das Land geworden, daß die Provinzzentren als mögliche Alternativen in den Mittelpunkt der Planungen rücken. Dabei stellt sich die Frage, welche Orte nach ihrem historischen und kulturellen Gewicht eine besondere Funktion erfüllen können. In der Kolonialzeit hatte sich eine klare Hierarchie ausgebildet. Popayán (1537), seit 1547 Bischofssitz, nahm bis zur Unabhängigkeit den zweiten Platz nach Bogotá ein. Sein Wachstum wurde durch mehrere Erdbeben gehemmt. 1736 wurde die Stadt umfassend rekonstruiert und erhielt ihre heutige Gestalt. Nach der Verlagerung der ökonomischen Aktivitäten nach Cali blieb sie als Regierungssitz von Cauca und geistig-kulturelles Zentrum erhalten. Als eines der komplettesten kolonialen Ensembles Lateinamerikas wurde sie bei Maßnahmen der

⁴ A. Corradine Angulo, *Mompox*, Bogotá 1981, S. 133 f. u. 143.

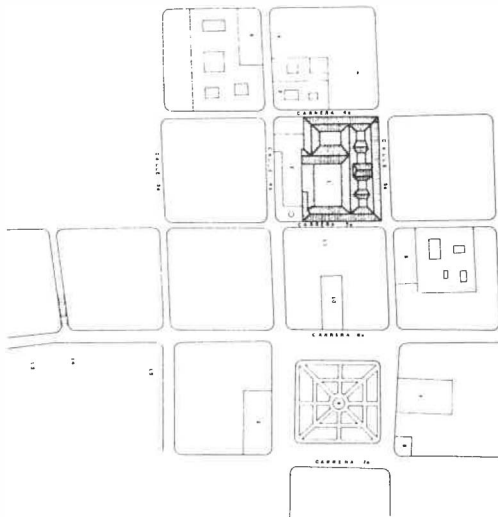


Abb. 7 Popayán, Altstadtviertel mit Santo Domingo, seit 1827 Universität.

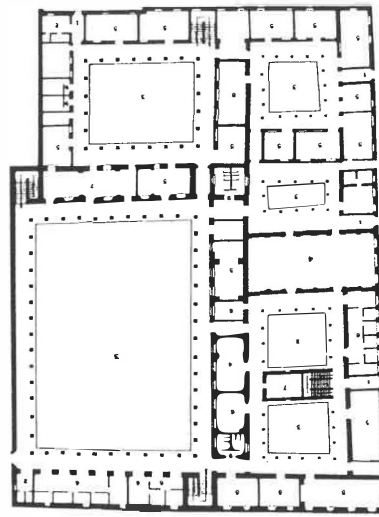


Abb. 8 Santo Domingo, Grundriß des ehem. Klosters, Erdgeschoß.

Denkmalpflege bevorzugt: 1983, als sie durch ein verheerendes Erdbeben zerstört wurde, war ihr Wiederaufbau eine Sache des nationalen Prestiges. Er sollte einen Ort von symbolischer Bedeutung bewahren. Schwerpunkte waren die traditionsreiche Universität, die Plätze, Monumentalbauten, staatlichen und städtischen Institutionen. Die Universität ist großenteils in säkularisierten Klosterbauten installiert, eine in Lateinamerika häufige Form der Umnutzung. Das ehemalige Dominikanerkloster (1741) mit seinen sechs Innenhöfen verkörpert eine gelungene Adaptation. In Popayán wurde nicht nur Fassadenkosmetik betrieben: Bei repräsentativen Innenräumen und Treppenhäusern wurde auf die Rekonstruktion der kolonialen Struktur großer Wert gelegt. Zugleich wurden archäologische Forschungen durchgeführt und Elemente von Vorgängerbauten (Wandmalerei, Säulen, Grundrisse) freigelegt und in die Gesamtkonzeption integriert.

Popayán erhielt durch die Residenzen der reichen Encomenderos einen aristokratischen Charakter. Seine Physiognomie prägt die starke Differenzierung zwischen Innen- und Außenräumen, zwischen dem öffentlichen Bereich der Straßen und Plätze und dem privaten der Höfe und Kreuzgänge, die durch den Funktionswandel für das Publikum weitgehend zugänglich sind. Eine Reihe von Palästen des 17. Jh. wurde für den Tertiärsektor gewonnen (Hotels, Handelskammer). Auch hier wurde die historische Situation rekonstruiert. Eine Innovation sind Maßnahmen zum Schutz vor künftigen Erdbeben. An den repräsentativen Projekten war die Elite der kolumbianischen Restauratoren und Architekten beteiligt. Schwieriger ist die Situation im privaten

Bereich: Auch die Besitzer der Wohnbauten mußten sich an strenge Vorgaben halten, waren jedoch in vielen Fällen finanziell überfordert. Vor allem Eckbauten wurden völlig zerstört. Hier sind noch erhebliche Anstrengungen nötig, ebenso im sakralen Bereich: Die Jesuitenkirche (17.–18. Jh.) und San Francisco (1775–1795), eine der schönsten Barockbauten Kolumbiens, sind noch schwer geschädigt. Wie stark die Stadterneuerung von sozialen Rahmenbedingungen abhängig ist, verdeutlicht eine scheinbar paradoxe Situation. Mitten in die Rekonstruktionsarbeiten setzte eine unerwartete Migrationswelle ein. Allein durch die erhofften Investitionen hat sich die Einwohnerzahl Popayáns nach dem Erdbeben fast verdoppelt.

Während Cartagena und Popayán durch ihr kulturhistorisches Gewicht im öffentlichen Bewußtsein präsent sind, war Pasto bisher eine mittlere Provinzhauptstadt von lokaler Bedeutung an der südlichen Peripherie. Mit dem Ausbau der Fernstraßen wurde jedoch diese Andenregion an die allgemeine Entwicklung angeschlossen. Das historische Stadtbild von Pasto war bis in die sechziger Jahre weitgehend intakt geblieben. 1968 erstellte das Instituto Agustín Codazzi einen Entwicklungsplan, der eine umfassende Modernisierung vorsah. Die offenbar als störend empfundenen historischen Strukturen sollten dabei schrittweise verdrängt werden. Neue, für massiven Verkehr optimal konzipierte Straßen wurden in Richtung des Stadtkerns vorgeschoben. Sie blieben jedoch, durch bestehende Eigentumsverhältnisse blockiert, fragmentarisch. Als Hemmnis für weitere Eingriffe erwies sich, daß gleichzeitig die Liste der schützenswerten Baudenkmäler erweitert wurde, ein Instrumentarium, mit dem

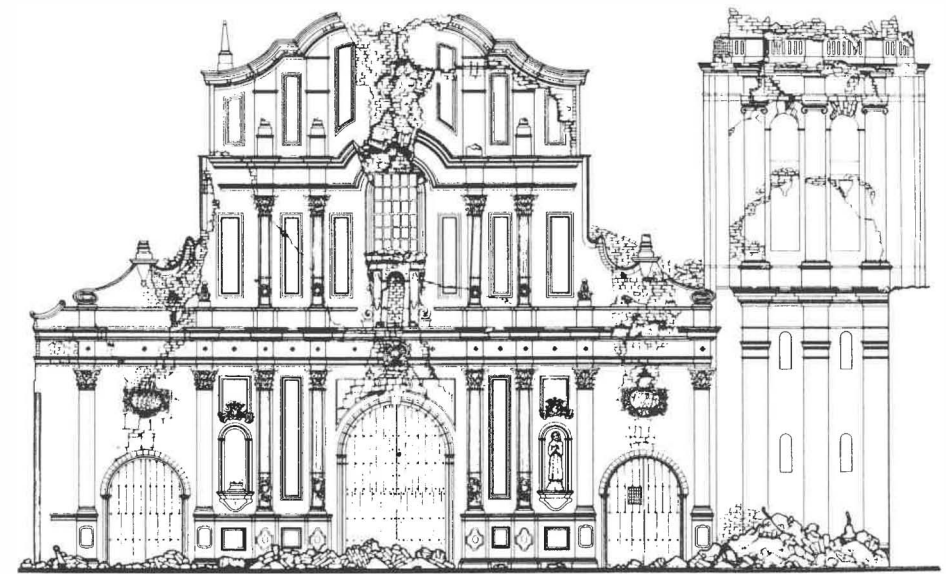


Abb. 9 Popayán, San Francisco nach dem Erdbeben von 1983.

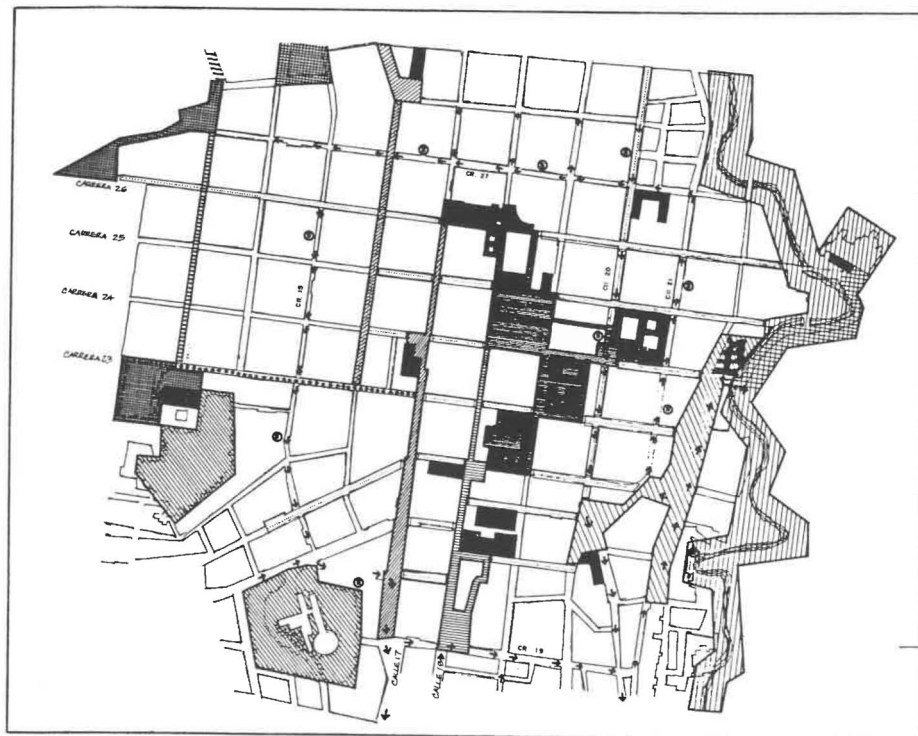


Abb. 10 Pasto, Zentrum, Entwicklungsplan von 1986.

die Zerstörung der Altstadt gestoppt werden konnte. Inzwischen hat sich die Situation zugunsten ihrer Rehabilitation verändert. Der neue Entwicklungsplan von 1988 geht von anderen Prioritäten aus. Als Versuch, die sich abzeichnende Transformation zu lenken, hat er exemplarische Bedeutung: Ziel ist eine Neuorganisation der Verwaltung und Förderung der regionalen Ökonomie vor dem konkreten kulturellen Hintergrund der Stadt. Ausgangspunkt war eine Diagnose der historischen Infrastruktur.

Die Situation, für viele Städte Kolumbiens symptomatisch, war alarmierend: Im historischen Zentrum war eine massive Konzentration des Tertiärsektors entstanden (Banken, Handel, Verkehr). Die Bewohner wurden an die Peripherie verdrängt. Es kam zu einer Überlastung durch den Verkehr, dem Verlangen, neue Straßen und Parkplätze zu schaffen – jeweils auf Kosten der Altstadtsubstanz. Die integrale Planung soll jetzt die Nutzung der historischen Bauwerke lenken und als differenzierten Raum für das soziale Leben bewahren. Die Erhaltung des Wohnwertes durch hohe Qualität und die Nähe zu den wichtigsten Dienstleistungen haben Vorrang. Eine Übersättigung durch den Tertiärsektor soll vermieden werden; dieser wird in neu entstehenden Wohnvierteln angesiedelt, um diesen den Charakter bloßer Schlafstätten zu nehmen. Das angestrebte ausgewogene Verhältnis Zentrum – Peripherie wird

mit der Bewahrung und Wiedergewinnung historischer Strukturen kombiniert. Aus der Analyse der spezifischen Probleme jedes einzelnen Viertels werden spezifische Lösungen entwickelt, etwa eine Rehabilitation der Plätze durch Vegetation, neues Design, adäquate Verkehrsplanung, eine Rückgewinnung des Río Pasto als Zone der Erholung.

Pasto verkörpert in mehrfacher Hinsicht ein Modell für den Wandel der Zielvorstellungen und Strategien der Stadterneuerung:

1. Denkmalpflege fungiert als integraler Bestandteil der Stadtplanung.
2. Es wird zwischen Sofortmaßnahmen und langfristigen Projekten von 20 Jahren unterschieden.
3. Eine differenzierte Entwicklungsplanung rückt an die Stelle der Großprojekte und globalen Eingriffe.
4. Das historische Erbe wird nicht nur als kollektives Gedächtnis der Gemeinschaft, sondern als ein enormes ökonomisches Potential definiert.
5. Die Schwerpunkte werden in der Stadt selbst entwickelt und durch geeignete Strategien umgesetzt.
6. Im Unterschied zum Plan von 1968 wird nicht mehr selektiv vorgegangen. Ziel ist eine Integration des Umfeldes, nicht die Rettung einzelner Denkmäler oder Plätze für die »moderne« Stadt. Dieses Konzept schließt auch die bescheideneren Bereiche der kolonialen und Volksarchitektur ein, die isoliert keinen unersetzlichen Wert verkörpern, jedoch für die Wirkung des Ensembles entscheidend sind.
7. Das baukünstlerische Erbe dient als Maßstab und Ordnungsfaktor, seine Funktion für die Physiognomie der Stadt wird exakt definiert.
8. Politisch soll die Konsolidierung durch die Teilnahme der Bevölkerung und des Privatsektors gefördert werden. Dazu wurden Juntas Administrativas Locales (Gesetz 11 von 1986) gegründet.

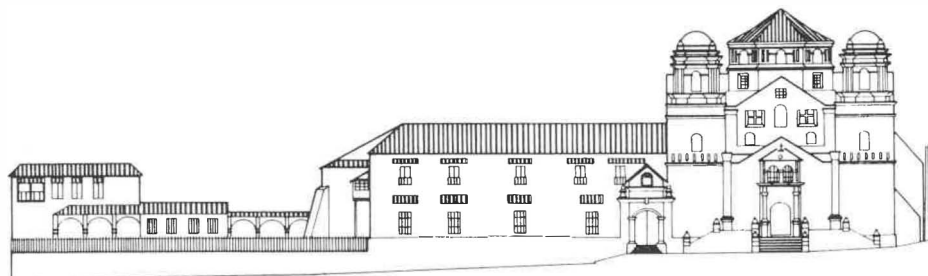
Die vorgeschriebene demokratische Direktwahl des Bürgermeisters, das ausgeprägte Bewußtsein der Bewohner, in einer Region mit spezifischen kulturellen Werten zu leben und die 450-Jahrfeier der Stadt als fördernder Impuls lassen hoffen, daß diese Strategien Erfolg haben.⁵

Anwendbar sind die Erfahrungen von Pasto vor allem auf historische Zentren, die noch über ausreichend Substanz verfügen, etwa Ocaña (1576) und Pamplona (1549). In den Millionenstädten Cali und Baranquilla hingegen sind nur noch Reste des historischen Stadtkernes erhalten. Ist erst der Punkt ohne Rückkehr erreicht, bleibt der Denkmalpflege nur die Konzentration auf Einzelobjekte. In Cali wurde das Viertel La Merced, bestehend aus sechs Blöcken mit Bauten des 16.–19. Jh. ausgewählt. Von seiner Rehabilitation soll eine positive Signalwirkung für den Rest der Altstadt ausgehen.

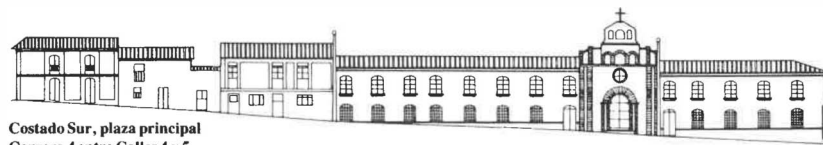
⁵ J. Salazar F., Intervención en el Centro de Pasto, in: Asuntos Urbanos 1 (1987), S. 21f.

3. Historische Kleinstädte

Die saturierten Großstädte absorbieren den überwiegenden Teil der Energien; für die Denkmalpflege gewinnen jedoch mit der Tendenz, sich auf die eigenen Wurzeln zu beziehen, auch kleinere Orte an Bedeutung. Während in Bogotá, etwa im Viertel La Candelaria, lediglich Fragmente rehabilitiert werden konnten, existieren in entfernten Regionen noch kaum erforschte intakte Stadtbilder. Sie haben bisher durch ihre Abgeschlossenheit, den Mangel an größeren Investitionen und ihre traditionelle Lebensform und Wirtschaftsstruktur ihre Physiognomie bewahrt. Die Industriekultur dringt inzwischen, getrieben von dem enormen Raumbedarf der technologischen Großprojekte, von den Ballungsräumen aus in die Peripherie vor. Der damit drohenden Spekulation steht in den kleineren Orten kein geeignetes Instrumentarium der Kontrolle gegenüber. Es ist leicht vorstellbar, welche Interessen in der Konfrontation



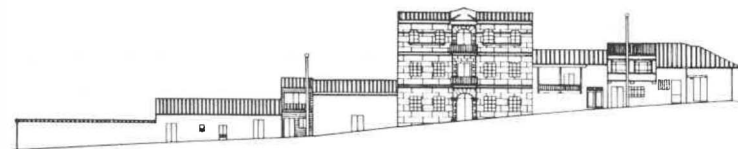
Costado Norte, plaza principal
Carrera 3 entre Calles 4 y 5



Costado Sur, plaza principal
Carrera 4 entre Calles 4 y 5



Costado Oriental, plaza principal
Calle 4 entre Carreras 3 y 4



Costado Occidental, plaza principal
Calle 5 entre Carreras 3 y 4

Abb. 11 Mongui, Profile der Plaza.

mit dem historischen Erbe siegen werden, wenn es nicht gelingt, rechtzeitig harmonisierend einzugreifen. Die Denkmalpflege kann diesen Prozeß beeinflussen, indem sie ihre Aktivitäten auf bisher vernachlässigte historische Kleinstädte ausdehnt. Von ihrer Entstehung her unterscheiden wir mehrere Gruppen:

1. Pueblos de Indios, nach dem Willen der Krone zur Konzentration der verstreut lebenden Indios gegründete Siedlungen. Ihre Struktur folgt in reduzierter Form den Leyes de Indias von 1573. Typisches Beispiel ist Monguí (1596), beherrscht von der mächtigen Fassade des Franziskanerklosters. Der geschützte Bereich besteht aus der Plaza und neun Blöcken mit Wohnbauten des 16.–19. Jh. und einer kolonialen Brücke. Der Ort ist nicht nur von touristischem Interesse, sondern zählt auch zu einer Gruppe von Minensiedlungen, für die er als Vorbild konzipiert ist.

2. Ein historisches Territorialsystem ist kaum komplett zu bewahren. Es kann jedoch durch konzertierte Aktionen in einer Reihe von Orten in wesentlichen Elementen erhalten werden, wenn dazu günstige Voraussetzungen existieren. So entstanden in einer Gebirgsregion des heutigen Santander im 18. Jh. im Verlauf des Kolonisationsprozesses geplante Siedlungen. Durch Subdivision in Villas und Pfarrsprengel wurde dabei ein weites, von Indios besiedeltes Gebiet durch neue Wege und Brücken erschlossen. Charakteristika sind die Anwendung des Schachbrettschemas selbst in schwierigen topographischen Situationen, die monumentale, auf künftiges Wachstum angelegte Konzeption der Plaza, die rhythmische Gliederung der Straßen und die in den Randzonen betonte Integration in die Landschaft. Barichara (1741) ist ein Beispiel für behutsame Stadterneuerung. Um das in dieser Form singuläre Ensemble historischer Orte zu bewahren, ist ein Multiplikationseffekt nötig. Die gesichtslosen Umbauten im nahen San Gil (1689) demonstrieren, welches Schicksal den historischen Kleinstädten droht, wenn ihre kulturellen Werte durch Industrie und Handel überlagert werden.⁶

Historische Kleinstädte, die bisher nur eine geringe Expansion erlebt haben, können bei entsprechender Planung nahezu alle städtischen Funktionen übernehmen und ein nahes Ballungsgebiet entlasten. Das gilt in Santander etwa für Girón (1631), dem in zehn Kilometer Entfernung von Bucaramanga die Rolle einer attraktiven Satellitenstadt mit hohem Freizeitwert zukommt. Villa de Leiva hingegen wurde bereits 1572 in einem besonders milden Klima als Erholungsort gegründet und hat diese Funktion bis heute bewahrt. Um einer Zersiedlung durch Ferienhäuser der Oberschichten vorzubeugen, müssen sich diese am traditionellen Maßstab orientieren. Das Zentrum von Villa de Leiva, insgesamt zwanzig Blöcke, wurde bereits 1959 durch Diskret geschützt. Es bildet trotz neokolonialer Ergänzungen ein harmonisches Ensemble,

⁶ A. Corradine Angulo, *Arte y Arquitectura en Santander*, Bogotá 1986, S. 40f.

während die Altstadt der nahen Provinzhauptstadt Tunja (1539), die über sehr qualitätsvolle Monumentalarchitektur verfügt, erst 1981 zum historischen Denkmal erklärt wurde, eine Maßnahme, die zu spät beschlossen wurde: Die Plaza war bereits durch einen Verwaltungsbau verschandelt, der Kreuzgang des Franziskanerklosters durch ein häßliches Hotelhochhaus.

3. Die Kleinstädte der Kaffeeregionen zählen zu den signifikantesten Besonderheiten Kolumbiens. Im Verlauf der Kolonisation Antioquiens im 18.–19. Jh. entstanden, assimilieren sie die Erfahrungen des kolonialen Städtebaues (Grundriß), der indianischen Bautraditionen (Materialien) und des Modernismus (Ornamentik). Ihre Architektur besteht hauptsächlich aus Holz. In Details ohne monumentalen Anspruch, ist sie im städtischen Kontext von ausgesprochen monumentaler Wirkung. Ihre charakteristische Raumform resultiert aus dem Zusammenklang aller Elemente, aus den bis weit in das 19. Jh. hinein gültigen übergeordneten Strukturen, »die sich aus der Masse von dicht aneinandergefügtten Gebäuden ergeben und über eine Folge von Wegen wahrgenommen werden, wo die Aufeinanderfolge der Ereignisse ebenso wichtig ist, wie das Ereignis selbst«.⁷ Es handelt sich um Orte von singulärer Schönheit. Sie repräsentieren die Lebensform der Kaffeeproduzenten und sind von der Identifikation mit ihr abhängig. Ihr Schicksal ist von dem durch die sprunghafte Akkumulation des Kapitals stimulierten chaotischen Aufschwung von Medellín bestimmt, der sich in der Metropole in einer Gruppe von Wolkenkratzern manifestiert. Marinilla (1750), 45 Kilometer von Medellín entfernt, ist bereits weitgehend zerstört. In Andes (1870) hat die Desintegration begonnen. Es könnte bei entsprechender Planung gerettet werden. Doch daran mangelt es. Die Holzarchitektur ist extrem anfällig für Eingriffe. Spekulative »Investitionen« führen schnell zu einer irreperablen Zersiedlung.

Die Bewahrung dieser einzigartigen Orte ist nicht nur notwendig, weil es für sie als Erholungsräume Medellín keine Alternative gibt, sondern weil sie als Identifikationsmodell des Landes mit seiner neueren Geschichte unersetzlich sind. Bisher genießen nur drei Denkmalschutz, der zudem wenig bewirkt hat: Jericó, dessen Plaza eine gewaltige Backsteinkathedrale verunziert, Marinilla und Rionegro, das durch den nahen Flughafen hektisch modernisiert wurde. Hat die Erforschung der Kaffeeregion zu ausgezeichneten Resultaten geführt, so sind Maßnahmen zur Bewahrung ihrer baulichen Substanz überfällig.⁸ Sie müßten sofort einsetzen, um den unsachgemäßen Investitionen der Neureichen zu begegnen. Die Chancen für diesen Wettlauf mit der Zeit stehen schlecht.

⁷ J. C. Pérgolis, *Europäismus in der lateinamerikanischen Architektur*, in: *Der Architekt* 6 (1988), S. 383.

⁸ N. Tobón Botero, *Arquitectura de la Colonización Antioqueña*, Bogotá 1985. Weitere Bände vom gleichen Autor über Caldas (1986) u. El Quindío (1987).

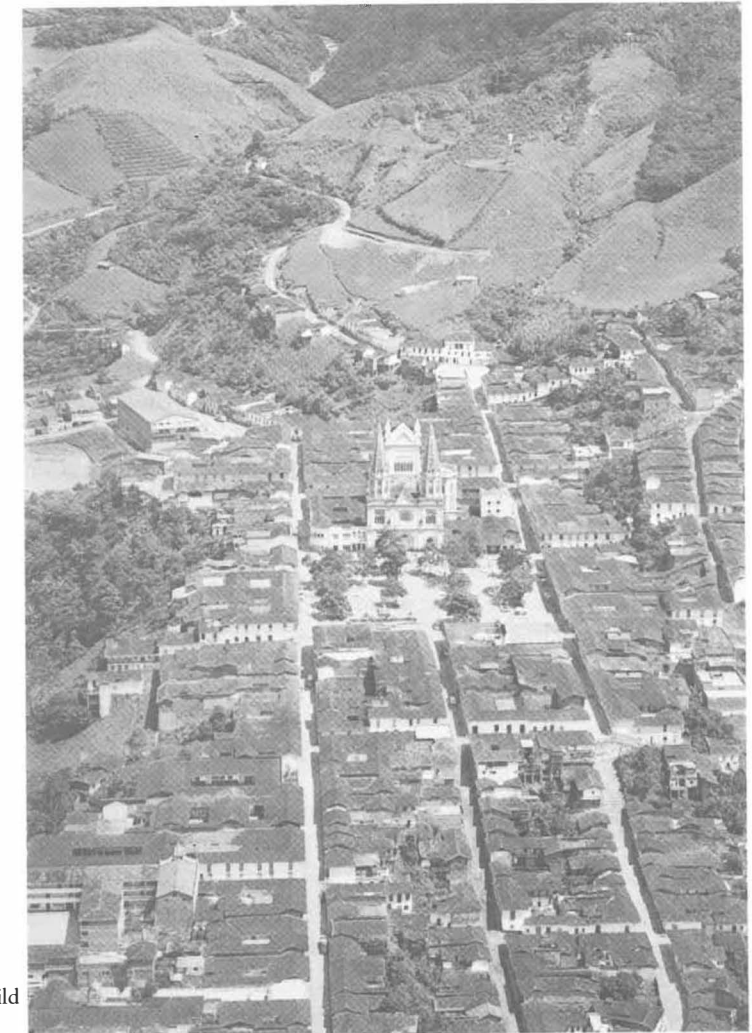


Abb. 12 Andes
(Antioquien) Luftbild
um 1970.

4. Das Konzept der Region

Nur wenige Länder besitzen eine so vielfältige Struktur wie Kolumbien, das über eine das ganze Land durchziehende Andenregion verfügt, über einen Anteil von über 400 000 km² am Amazonasgebiet, eine pazifische und karibische Küste mit ausgeprägten regionalen Kulturen. Ihre historischen Siedlungsformen entsprechen den kollektiven Erfahrungen im Umgang mit den lokalen Materialien, der Anpassung an Klima und Topographie, einer mythischen Infrastruktur. Im Verlauf der Kolonisation

wurden die indianischen Elemente – elementare Haus- und Dachformen, dekorative und symbolische Formen, die Organisation der Volumen – in das europäische Modell integriert. Daneben blieben Enklaven indianischer Ethnien erhalten. Während in den gemäßigten Klimazonen die kompakten andalusischen Patiohäuser dominieren, finden in den tropischen Gebieten eher präkolumbische und indianische Motive Verwendung; in der Karibik kam es zu einer Symbiose mit afrikanischen, holländischen und englischen Einflüssen.⁹

Gewichtige Gründe sprechen für eine aktive Territorialpolitik:

1. Stadterneuerungs-Konzepte müssen aus der kulturellen Tradition der Region entwickelt werden.
2. Für ein Land von der Größe Kolumbiens ist eine Dezentralisierung der Denkmalpflege unverzichtbar; das setzt eine Umstrukturierung voraus, erhebliche Investitionen und neue Personalstellen. Die Anzahl der geschützten Stadt-Ensembles müßte erheblich gesteigert werden: 31 betreute Stadtzentren sind für eine flächendeckende Strategie sehr wenig.
3. Angesichts ihrer kaum lösbaren sozialen und ökologischen Probleme ist ein weiteres Wachstum der Ballungszentren nicht wünschenswert. Der Alptraum ihrer zerschundenen Städte läßt die an menschlichen Maßstäben orientierten historischen Lebensräume als Alternative erscheinen.
4. Die regionalen Kulturen leben von der Akzeptanz der Gemeinschaft, der traditionellen Lebensweise. Ihre Aufwertung kann eine harmonische Entwicklung des ländlichen Raumes fördern und die Attraktivität der historischen Kleinstädte steigern.
5. Die Bewahrung historischer Strukturen ist als umfassende Aufgabe im öffentlichen Bewußtsein zu verankern: Regionale Lösungen verkörpern durch ihre Einbindung in die Landschaft und ihre ästhetische Perfektion die unverwechselbare Physiognomie des konkreten Ortes. Ihre künstlerische Qualität ist den importierten Modellen meist überlegen, die in den Randzonen in trivialen Versionen verbreitet werden. Ihr minimaler Energieverbrauch, die Verfügbarkeit der Materialien, die Möglichkeiten des Selbstbaues und ihre bioklimatische Eignung sind Vorteile, die für sich sprechen.
6. Die neue Territorialpolitik könnte der Tendenz, die Regionalkulturen aufzulösen und allenfalls als folkloristische Reminiszenzen der Industriekultur zu unterwerfen, entgegenwirken.
7. Kulturelle Identität ist wesentlich Raumidentität. Der noch weithin unerforschte Reichtum historischer Siedlungsformen verkörpert die erfahrbare Geschichte, den Raum, der den Prozeß der Identifikation ermöglicht – ohne ihn bleibt »die Nation« eine abstrakte Größe.

⁹ A. Saldarriaga Roa, *Arquitectura y Cultura en Colombia*, Bogotá 1986, S. 65 f.

8. Die Entfremdung von der eigenen Geschichte ist nicht zuletzt auch ein ökonomischer Verlust, da sie langfristig destruktiv wirkt – sichtbar im Kahlschlag der Metropolen und einer drastischen Verschlechterung der Lebensqualität.

Die Option ist eindeutig: Während die Epigonen des blinden Industrialismus verpestete Städte und Landschaften hinterlassen, wird die Bewahrung historischer Lebensräume als Investition in die Zukunft erkannt.

Stadterneuerung und Denkmalpflege in Puebla, Mexiko

1. Einleitung

Das historische Zentrum von Puebla wurde 1987 von der UNESCO zum »Kulturerbe der Menschheit« erklärt. Ausschlaggebend für diese Entscheidung waren einerseits die Vorbildlichkeit der Stadtanlage im Rechteckraster als Ausdruck der Stadtplanungsideale der Renaissance und der sozialutopische Anspruch der Stadtgründung im Jahre 1531. Andererseits wurde die Erklärung vor allem mit der Einmaligkeit der Fassaden und Kuppeln, die mit bunten Kacheln (*Azulejos*) verkleidet sind begründet sowie mit der Homogenität des Stadtbildes und mit der Vielzahl hervorragender Einzelbaudenkmäler, wie etwa die Kirche des Dominikanerklosters (*Santo Domingo*) mit der Rosenkranzkapelle (*Capilla del Rosario*), einem außergewöhnlichen Beispiel mexikanischer Barockarchitektur und -dekoration.

Puebla liegt 120 km südöstlich der Hauptstadt Mexikos in einem Hochbecken rund 2200 Meter über dem Meeresspiegel. Die Stadt bildet einen Verkehrsknotenpunkt auf dem Weg von Mexiko zur Hafenstadt Veracruz und ist Durchgangsort für den Verkehr in den Süden und Südosten des Landes. Der Río San Francisco, seit 1965 eingerohrt, durchquert die Stadt in Nord-Süd-Richtung und mündet über den Río Atoyac in den Río Balsas. Die Landschaft wird eindrucksvoll beherrscht von den schneebedeckten Gipfeln des Popocatepetl und des Itztaccihuatl sowie von der Vulkanruine der Malinche. Das Klima ist angenehm mild mit einer Temperatur von 16°C im Jahresdurchschnitt, nur 80 bewölkten Tagen im Jahr, 700 mm Jahresniederschlag und einer jeweils halbjährigen Trocken- und Regenzeit. Die Gegend um Puebla zeichnet sich durch gute Bedingungen für die Land- und bis zu Beginn dieses Jahrhunderts auch Forstwirtschaft aus. Das Vorhandensein von Lehm und Kalk, sowie Basalt- und Marmorlagerstätten haben die Entstehung der Stadt und die Entwicklung einer regionalen Architektur begünstigt.

Heute ist Puebla mit etwa 2 Millionen Einwohnern die viertgrößte Stadt Mexikos und Standort mittlerer und großer Industrieunternehmen (Volkswagen, Ciba Geigy). Schon 1835 wurde hier die erste mechanische Textilfabrik Lateinamerikas »La Constanza Mexicana«, ein hervorragendes Beispiel klassizistischer Industriearchitektur, erbaut.

2. Geschichte der Stadt

Puebla wurde im Jahre 1531 auf Geheiß Karls V. als eine Stadt für Spanier gegründet, die an der Eroberung teilgenommen hatten, aber ohne Entlohnung für ihre Dienste geblieben waren und in den Indianerstädten Unruhe stifteten. Die Bewohner sollten Land erhalten aber ohne indianische Zwangsarbeit in Handwerk und Landwirtschaft selbst ihren Lebensunterhalt verdienen. Die Siedlung wurde auf einem bis dahin unbewohnten Gelände angelegt, das von bedeutenden indianischen Städten wie Cholula, Huejotzingo, Tlaxcala und Tepeaca umgeben ist. Weil keine indianische Arbeitskraft bei den Bauarbeiten in Anspruch genommen werden sollte, bereitete die Besiedlung in den ersten Jahren nach der Gründung große Schwierigkeiten. So wurden der Stadt als Siedlungsanreiz und entgegen des ursprünglich hohen sozialen Anspruchs immer mehr Privilegien zuteil, die sich in der Schenkung von weiterem Ackerland, Steuernachlässen, der Vergabe von Stadttiteln und hohen Ämtern in Kirche und Staat an die Siedler und endlich auch im Einsatz tributpflichtiger Indianer für den Bau der Stadt ausdrückten.

Die Anlage der Stadt ist für jene Zeit großzügig und überschaubar. Sie besteht aus einem rechtwinkligen Straßenraster dessen Mittelpunkt der zentrale Platz, heute *Zócalo* genannt, bildet. Die Baublocks messen 100 auf 200 kastilische Ellen (eine Elle entspricht 0,84 Meter). Sie nahmen ursprünglich acht 50 auf 50 Ellen große Grundstücke auf. Diese Grundstücksgröße war als Siedlungsanreiz gedacht, weil sie eine großzügige Bebauung ermöglichte. Das Raster umfaßte gegen Ende des 16. Jh. etwa 120¹ zentrale Baublocks. Diese Anlage war umgeben von den Vierteln der Indianer, die nach deren historischen Herkunftsorten benannt wurden. Erst um das Jahr 1917² waren fast alle Blocks vollständig bebaut.

Der zentrale Platz wird von den Gebäuden der weltlichen und kirchlichen Verwaltung beherrscht: Im Norden wird das Rathaus erbaut mit den Einrichtungen, die von ihm kontrolliert werden, also nicht nur den Amtszimmern und Sitzungssälen, sondern auch dem Gefängnis, den Gerichtssälen, dem Getreidespeicher und der zentralen Stelle für Fleischverkauf. An der Südseite des Platzes wird die Kathedrale errichtet, die im Jahre 1649 feierlich geweiht wird. Der Platz ist von Arkaden umgeben und in seinem Mittelpunkt steht der Stadtbrunnen, der dem Erzengel Michael, dem Schutzpatron der Stadt, geweiht ist. Als erste Klöster entstehen die der Franziskaner, der Dominikaner und der Augustiner, die jeweils zwei Baublocks für ihre Bauvorhaben zugewiesen bekommen. Später kommen dann das Jesuitenstift und die Klöster der Frauenorden sowie ordens- und amtskirchliche Hospitäler und Stifte dazu.

Die wirtschaftliche Grundlage der Stadt bilden zuerst die Land- und Forstwirtschaft, aber vor allem die frühe Ansiedlung von Textilunternehmen, von Schweine-

¹ H. Leicht, *Las Calles de Puebla*, Puebla 1934, S. XXI.

² E. J. Palacios, *Puebla, su Territorio y sus Habitantes*, Puebla 1917, S. 258.

schlächtereien, die die spanische Flotte mit Speck und Schinken versorgen. Bedeutend sind auch die Keramik- und Kachelmanufakturen in denen Techniken und Muster aus Talavera la Reina (Spanien) verwendet und die berühmten *Azulejos* hergestellt werden.

Das Stadtbild bestimmen die Türme und Kuppeln der kirchlichen Einrichtungen einerseits und die Vielfarbigkeit der zivilen Bauwerke andererseits, denn die Fassaden sind mit bunten *Azulejos*, roten Ziegelplatten und weißem Stuck geschmückt oder farbig angestrichen. Der Bautyp des mittelmeeischen Patiohauses mit seinen Einliegerläden im Erdgeschoß ist in Puebla die Regel. Zeichnet sich die Architektur des 16. und 17. Jh. noch durch Schlichtheit und Strenge mit verputzten und bemalten Fassaden oder der Verwendung von grauem Basaltstein aus, so wartet das 18. Jh. mit reich geschmückten Fassaden mit der sprichwörtlichen *Azulejo*-Ziegel-Kombination oder mit überschwenglichen Stuckelementen auf.³ Das 19. Jh. wird bestimmt durch die auch in Europa üblichen klassizistischen Fassadengestaltungen, die nur schwer mit denen der Kolonialzeit konkurrieren können. Die Homogenität und Geschlossenheit der historischen Bebauung Pueblas können nur als Gesamtbauwerk gewürdigt und bewertet werden. In den 40er Jahren dieses Jahrhunderts wurde versucht, den Stil von einst zu imitieren und in nostalgischer Weise die Bauformen der Kolonialzeit wiederzubeleben, während seit den 50er Jahren schließlich Neubauten aus Stahlbeton in die alte bauliche Ordnung einbrachen.

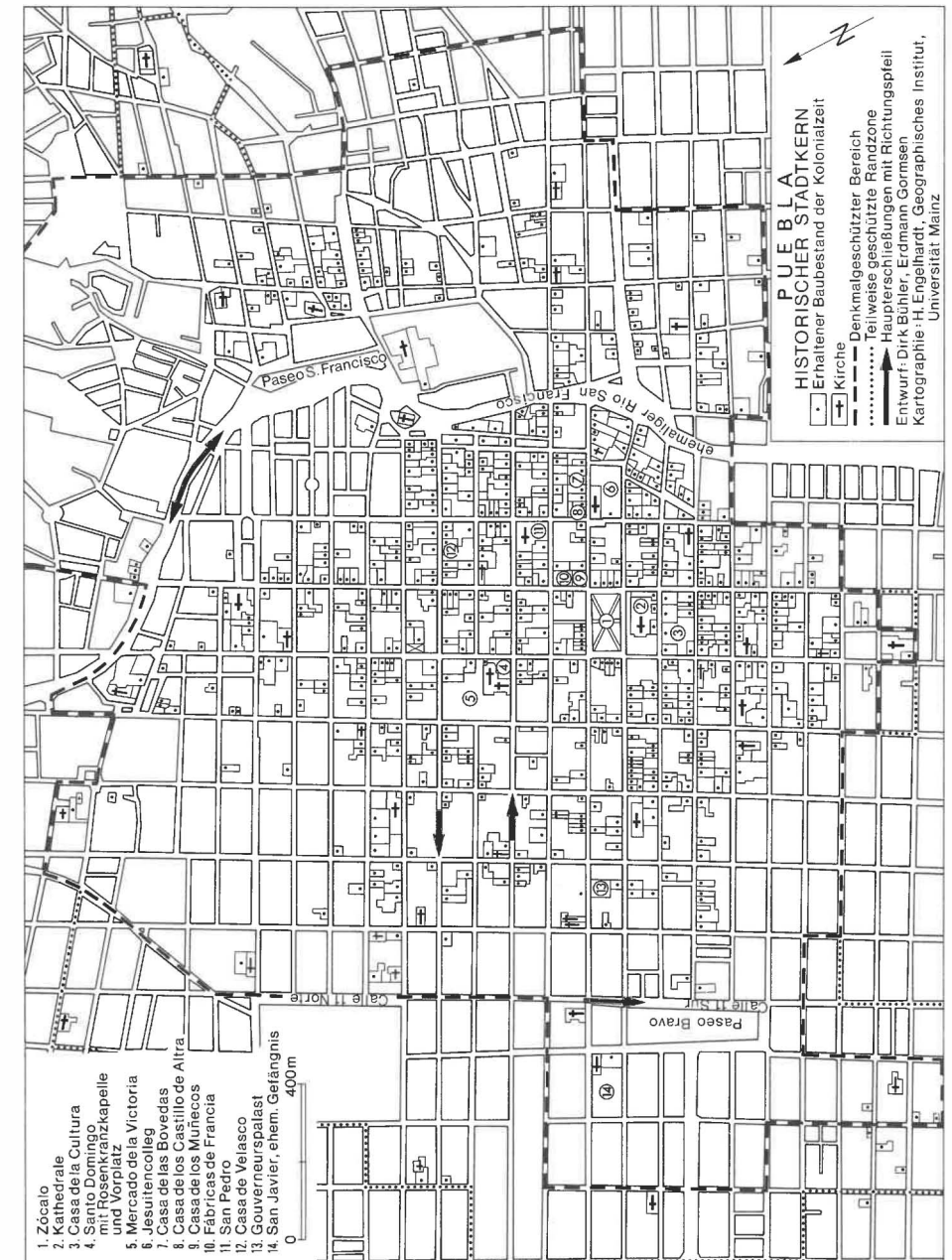
3. Der historische Stadtkern heute

Die Innenstadt wird heute am östlichen Rand über den eingerohrten und als sechsspurige Straße ausgebauten Río San Francisco in Nord-Süd-Richtung erschlossen. Im Westen bildet die Straße 11 Norte-Sur eine weitere Haupteerschließung. Die Erschließung in Ost-West-Richtung ist mangels natürlicher oder baulicher Grenzen äußerst problematisch. 1987 wurden zwei zentrale Straßenzüge für diese Verbindung von Parkplätzen und Marktständen freigeräumt und für den privaten und öffentlichen Durchgangsverkehr geöffnet. Diese Schneisen sind heute jedoch durch Omnibusverkehr und Kleinbusse stark überlastet.

Im historischen Stadtkern wohnen derzeit etwa 70 000 Personen. Die Bevölkerungsdichte ist damit, trotz allgemein fehlenden Wohnraums niedriger als zu Beginn des Jahrhunderts, als dasselbe Stadtgebiet rund 100 000 Menschen⁴ beherbergte. Seit die bürgerliche Oberschicht das historische Stadtzentrum zugunsten neuer Siedlungen, überwiegend im Süden und Westen der alten Stadt aufgegeben hat, sind sozialökonomisch schwächere Schichten in das Zentrum nachgerückt. Die Gebäude, einst als

³ D. Bühler, Das Bürgerhaus der Kolonialzeit in Puebla, Saarbrücken 1990, S. 180ff.

⁴ E. J. Palacios (s. A 2), S. 279.



herrschaftliche Bauwerke für die Besitzerfamilie und deren Bedienstete, sowie für Werkstätten, Läden und Büros gedacht, werden heute als *vecindades* genutzt, in denen mehrere Familien in sehr enger »Nachbarschaft« zusammengedrängt sind. Dabei steht üblicherweise pro Familie ein Raum zur Verfügung, der alle häuslichen Funktionen erfüllt, nämlich Wohnen, Schlafen, Kochen und Essen. Auf diese Weise kann ein Gebäude leicht 10 bis 30 Familien aufnehmen, die in sehr prekären Verhältnissen leben. Auch wenn die Bevölkerung auf den gesamten Innenstadtbereich umgerechnet sehr wohl verdichtet werden könnte, so sind viele bewohnte Gebäude überbelegt.⁵ Die Wohnbedingungen sind darüber hinaus schlecht, weil sanitäre Einrichtungen und Wasser fehlen. Drei bis vier Toiletten werden von etwa 50 Personen gemeinsam genutzt. Gastanks und Elektroleitungen sind nicht gesichert und bei den starken tropischen Regenschauern können die Wohnräume im Erdgeschoß leicht überschwemmt werden. Daneben gibt es nur noch wenige Gebäude, die nur einer Familie dienen. Die Einliegerläden der Wohngebäude werden immer noch als Lädchen oder Werkstätten genutzt; nur in der Nähe der Märkte werden ganze Häuser als Lager Räume verwendet.

Besondere Bedeutung für die Erhaltung des historischen Stadtkerns haben die Banken und die Universität erlangt, die ihre Zentralstellen an ihren ursprünglichen Standorten belassen haben und die Gebäude instandhalten. Hinzu kommen öffentliche Einrichtungen. Der Gouverneurspalast, verschiedene Ministerien, das Landesparlament, städtische Dienststellen und Einrichtungen der Kirche sind im historischen Stadtkern untergebracht. Auch an Schulen aller Stufen fehlt es in der Innenstadt nicht. Der im Zentrum ansässige Handel deckt jeglichen Bedarf über die kleinen und größeren Läden oder über die Märkte oder die »fliegenden« Händler. Diesen Umständen verdankt der Stadtkern seine Lebendigkeit, und so erfüllt er immer noch eine zentrale Funktion im Geflecht der Stadt, obwohl man gehobene Ansprüche heutzutage eher in den modernen Einkaufszentren am Stadtrand befriedigen kann.

Für die Trinkwasserversorgung und die Entwässerung der Altstadt Pueblas steht ein ursprünglich ausreichendes Leitungsnetz aus dem 19. Jh. zur Verfügung, das jedoch aufgrund fehlender Wartung in den vergangenen 40 Jahren völlig untauglich geworden ist, so daß heute die Wasserver- und -entsorgung den kritischsten Punkt der Infrastruktur darstellt. Die Wasserversorgung muß daher zu einem bedeutenden Teil von Tankwagen übernommen werden.

Die Stadtlandschaft ist geprägt von den Fassaden, die einmal streng gehalten und verputzt sein können, aber auch in einzigartiger und kunstvoller Weise mit vielfarbigem *Azulejos*, Ziegeln und Stuck verkleidet sind. Balkone und Vordächer, sowie eine Vielzahl von Gesimsen und auch Stuckteilen bestimmen das Bild der Straßenzüge

⁵ E. Gormsen, Die Städte im spanischen Amerika. Ein zeiträumliches Entwicklungsmodell der letzten hundert Jahre, in: Erdkunde 35 (1981), S. 190–204.

ebenso wie die in auffallender Weise hervorgehobenen Hauseingänge. Die Dachabschlüsse weisen einheitliche Höhen auf, sofern sie nicht durch Neubauten unterbrochen sind. Häufig sind auch regelrechte Verklammerungen von Dachgesimsen zwischen zwei nebeneinanderstehenden Gebäuden festzustellen. Daneben bestimmen die Türme und die mit gelben Kacheln verkleideten Kuppeln der Kirchen und Klöster, aber auch einiger Wohngebäude das Bild der Stadt. Das fällt besonders auf, wenn man die Stadt von einer der umliegenden Anhöhen aus betrachtet. Die Anlage der Stadt im Rechteckraster macht die Straßenzüge angenehm überschaubar und bietet überdies von jedem Standort aus einen freien Blick auf die umgebende Landschaft. Häufig sind die Ecksituationen der Baublocks besonders hervorgehoben, so daß Markierungen entstehen, die das Begehen der Stadt interessant und abwechslungsreich gestalten. Auch die Plätze, heute im Gegensatz zu früher meist begrünt, sorgen für Abwechslung im Stadtbild. Größere öffentliche Grünflächen sind der *Zócalo*, der *Paseo San Francisco* und der *Paseo Bravo*. Dennoch besteht allgemein ein Mangel an Grünflächen.

Der im Jahre 1977 zur *Zona Monumental* erklärte historische Stadtkern Pueblas⁶ dehnt sich über 6,99 km² aus und erfaßt dabei 391 Baublocks. Dieser Bereich enthält insgesamt 2619 Baudenkmäler, von denen 18 aus dem 16. Jh., 289 aus dem 17. Jh. und 505 aus dem 18. Jh. stammen. Die verbleibenden 1807 Gebäude wurden im 19. Jh. erbaut. Von diesen Gebäuden sind 61 Kirchen sowie 71 Stifte, Hospitäler und Verwaltungsgebäude, die gewöhnlich durchaus gut erhalten sind. Dagegen befinden sich die Gebäude in Privatbesitz zum großen Teil in einem Zustand baulichen Verfalls.

Bauschäden treten am häufigsten an den durchweg flachen Dächern auf, die nicht über eine ausreichende Regenwasserisolierung und -abführung verfügen. Die Decken bestehen aus einer waagerecht verlegten Balkenlage mit darüberliegenden Ziegelplatten. Sie sind mit einer Erdschüttung bedeckt und werden von einer weiteren Ziegellage abgeschlossen. Diese oberste Ziegellage muß gut isoliert sein. Gleichzeitig muß aber auch das anfallende Regenwasser über Rohre oder Wasserspeier schnell abfließen können, damit sich keine Wasserlachen auf dem Dach bilden; denn sobald sich die Erdfüllung mit Wasser vollsaugt, beginnt die Decke die Tragebalken zu überlasten, die ihrerseits durch die eindringende Feuchtigkeit morsch werden. Mit diesen Schäden kann ein Gebäude gerade eine Regenzeit überleben, bevor die Decken einstürzen. Da im historischen Stadtkern keine Abbruchgenehmigungen erteilt werden, wird dieser Umstand von Hausbesitzern genutzt oder durch Verstopfen der Abflusssrohre bewußt hervorgerufen, um ihren Altbau in eine Ruine und damit in Bauland zu verwandeln.

⁶ Instituto Nacional de Antropología e Historia (Hrsg.), Decreto por el que se declara una Zona de Monumentos en la Ciudad de Puebla de Zaragoza, Puebla 1977.

Die am wenigsten in ihrer ursprünglichen Substanz veränderten Gebäude befinden sich in den sozial schwächsten Gebieten, d. h. östlich des *Zócalo*.⁷ Es handelt sich dabei um eine Zone, in der einerseits Investitionen von Hausbesitzern ausbleiben, andererseits aber die Erhaltung des »Daches über dem Kopf« mit einfachen Mitteln für die Mieter lebensnotwendig ist. Das Fehlen von Investitionen leistet somit durchaus einen Beitrag zur Erhaltung dieses Teils des historischen Stadtkerns, ist aber mit zu hohen menschlichen, sozialen und dauerhaft auch baulichen Kosten verbunden.

Bei einem durchschnittlichen Einkommen, das dem Einfachen bis Zehnfachen des staatlich festgesetzten Mindestlohnes entspricht, kann man davon ausgehen, daß seitens der Mieter nur die allernotwendigsten Instandhaltungsarbeiten durchgeführt werden können. Da aber die Mieten für diese Räume auch entsprechend dem Einkommen der Mieter sehr niedrig sind, wird seitens der Hausbesitzer praktisch nichts in die Altbauten investiert. Dazu kommt, daß ein guter Mieterschutz und in vielen Fällen auch ein Mietpreisstop seit den 60er Jahren sowohl Mieterhöhungen als auch Kündigungen von Mietern so gut wie unmöglich machen. Kauft jemand ein historisches Gebäude, um es zu restaurieren, so muß er zum Kaufpreis noch einmal dieselbe Summe zur Auszahlung an die Mieter des Gebäudes rechnen, um über seinen Besitz verfügen zu können.

4. Gesetze und Behörden des Denkmalschutzes

Denkmalschutz ist in Mexiko in erster Linie Sache des Bundes. So sind es auch vor allem Bundesgesetze⁸ und zentrale Institute, die diese Aufgabe übernehmen, während die Baugesetzgebung, die wiederum Sache der Einzelstaatsregierungen ist, Baudenkmäler meist nur am Rande als schützenswert erwähnt. Das erste Denkmalschutzgesetz, das sich nicht nur auf vorspanische, sondern auch auf kolonialzeitliche Baudenkmäler bezieht, wurde noch im 19. Jh. verfaßt. 1966 wird der Denkmalschutz in der Verfassung rechtlich verankert und 1972 das heute gültige Denkmalschutzgesetz verabschiedet. Mit der Durchführung dieser Gesetze ist das im Jahre 1937 gegründete »Nationale Institut für Anthropologie und Geschichte« (INAH) betraut. Diesem Institut obliegt seither der Schutz der kolonialzeitlichen und vorspanischen Baudenkmäler des Landes: eine gigantische Aufgabe. Im Jahre 1957 wird ein »Institut für Anthropologie« in Puebla gegründet, das 1972 dem INAH angegliedert wurde.

Die Betreuung der seit 1859 verstaatlichten Kirchengüter übernahm zuerst das Finanzministerium; danach wurden sie von einem eigens dafür eingerichteten Mini-

⁷ Vgl. E. Gormsen, Interessenkonflikte bei der Stadterneuerung lateinamerikanischer Kolonialstädte, in: Eichstätter Beiträge 18 (1986), S. 207–225.

⁸ Vgl. E. Gormsen u. a., Stadterneuerung – ein weltweites Problem, in: Forschungsmagazin der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 2 (1988), S. 47–58.

sterium verwaltet und heute ist das Wohnungsbauministerium für ihre Erhaltung zuständig.

Seit den 30er Jahren sind auch auf regionaler Ebene Denkmalschutzgesetze erarbeitet worden, die die besonderen Bedingungen des Staates Puebla berücksichtigen und den Schutz der Natur einschließen. Bemerkenswert ist das erste Gesetz des Staates Puebla aus dem Jahre 1932,⁹ das im Jahre 1938 die Ernennung der Stadt zur »zona típica«, also zum regionalen Baudenkmal, zur Folge hat. Im Jahre 1937¹⁰ wird dann auch erstmalig ein Inventar kolonialzeitlicher Baudenkmäler veröffentlicht. Es besteht aus einer Liste von 255 Objekten, die nur 18 der 78 Klöster und Kirchen einschließt. Von diesen erwähnten Gebäuden, die längst nicht alle tatsächlich vorhandenen Baudenkmäler erfaßten, waren im Jahre 1985 schon 29 Gebäude nicht mehr auffindbar, der Rest ist in einem Zustand des Verfalls. Es folgen weitere Erlasse auf Landesebene: So im Jahre 1952 und 1967, in denen denkmalgeschützte Zonen im historischen Stadtkern definiert werden. Zusätzlich wird eine Satzung über die Verwendung von Schildern, Plakaten und anderer Reklame an Gebäuden im historischen Stadtkern erlassen. Darin sind deren Größe, Form und Anbringung festgelegt und ihre Zulassung von der Genehmigung der örtlichen Baubehörde, später zusätzlich derjenigen des Anthropologischen Instituts, abhängig gemacht. Zwischen 1966 und 1972 wird neuerlich ein Inventar der kolonialzeitlichen Baudenkmäler erarbeitet, das die Grundlage für die Erklärung Pueblas zur *Zona Monumental* durch einen Präsidentenerlaß im Jahre 1977¹¹ bildet. Zwischen 1977 und 1984 wurden, wie eine neuere Untersuchung¹² zeigt, nochmals 37 Gebäude zerstört. Erst die Erklärung Pueblas zum Kulturerbe der Menschheit durch die UNESCO im Jahre 1987 stoppt die weitere Zerstörung von Baudenkmälern im historischen Stadtkern.

Neben diesen offiziellen Tätigkeiten gibt es auch verschiedene private Initiativen, die sich die Erhaltung der Innenstadt zum Ziel gesetzt haben. Die *Asociación para la Conservación del Patrimonio Cultural* versucht hauptsächlich das öffentliche Bewußtsein für Denkmalschutz und Stadterhaltung mit Zeitungsartikeln und Radiospots zu fördern. Die *Asociación de Conservadores de Bienes Inmuebles* dagegen steht bei Gebäuderestaurierungen hilfreich zur Seite.

⁹ *Periodico Oficial del Gobierno del Estado de Puebla*, Ley sobre Protección y Conservación de Monumentos y Bellezas Naturales del Estado de Puebla, Puebla 14. Oktober 1932.

¹⁰ *Periodico Oficial del Gobierno del Estado de Puebla*, Lista de Construcciones Coloniales de la Ciudad de Puebla, Puebla 14. Mai 1937.

¹¹ *Instituto Nacional* (s. A 6).

¹² Vgl. D. Bühler, Un Catálogo de Arquitectura Civil de la Colonia en Puebla y sus Perspectivas para la Rehabilitación de la Vivienda, in: ICOMOS y UAP (Hrsg.), VII Symposium Internacional de Conservación del Patrimonio Monumental, Puebla 1987, S. 99–103.

5. Erhaltende Maßnahmen

Auf städtischer Ebene sind nach langjährigen vergeblichen Bemühungen in jüngster Zeit große Fortschritte in der Stadterhaltung erzielt worden. So wurden die bisher verstreut im Zentrum untergebrachten Stationen der zahlreichen privaten Überlandbusse in einer Zentrale zusammengelegt und außerhalb des historischen Stadtkerns angesiedelt, was zu einer enormen Verkehrs- und Umweltentlastung führte. 1986 wurde der zentrale Markt, der *Mercado de la Victoria*, der seit Mitte des 19. Jh. den ehemaligen Garten des Dominikanerklosters einnahm und der 1912 als Stahlkonstruktion vollendet wurde, geräumt und statt dessen ein Großmarkt am Stadtrand eingerichtet, der die Versorgung der Stadt übernimmt. Gleichzeitig ist es gelungen, die ambulanten Verkäufer, die zu Tausenden die Straßen des historischen Zentrums rings um den Markt mit ihren Ständen völlig verstopft hatten, am Stadtrand in vier verschiedenen fest eingerichteten Marktplätzen unterzubringen, wodurch ein seit 1972 andauernder Streit zwischen Gewerkschaft und Stadtverwaltung gelöst werden konnte.

Das Stadtbild hat entscheidende Verbesserungen erfahren, seit die Elektro- und Telefonkabel in den wichtigsten Straßen unterirdisch verlegt und die Straßen mit Kunststeinpflaster ausgelegt wurden. Die erwähnte Satzung über die Verwendung von Werbung und Schildern wurde zum Anlaß genommen, alle Vordächer, die das Straßenbild erheblich beeinträchtigten, abzureißen und somit dem Zentrum sein historisches Bild zurückzugeben. Außerdem wurden einige Straßenabschnitte in Fußgängerzonen umgewandelt.

Eine bedeutende Leistung jedoch und zugleich ein Zeichen für ein erwachendes Bewußtsein zeigt der Fall des Vorplatzes des Dominikanerklosters.¹³ Er war, wie alle übrigen Kirchengüter durch die Reformgesetze von Benito Juárez 1859 Eigentum der Nation geworden, die das Grundstück 1868 an die Stadtverwaltung Pueblas weitergab, die wiederum einen Teil davon der vorbeiführenden Straße zuschlug. Entgegen den geltenden Denkmalschutzgesetzen wurden große Teile des leerstehenden Grundstücks in den Jahren 1944 und 1957 an Privatleute verkauft und zunächst zweigeschossig bebaut. Im Jahre 1970 wurde dann ein Bauvorhaben von der Stadt genehmigt, das eine 22 Meter hohe Bebauung des Vorplatzes vorsah und damit nicht nur die Freiflächen und Höhenverhältnisse im Stadtkern empfindlich gestört, sondern auch die Fassaden der Kirche und der einzigartigen *Capilla del Rosario* sowie die Pilgerpforte des Klosters völlig verdeckt hätte. Wenige Jahre zuvor war noch gegenüber ein sechsstöckiges modernes Geschäftshaus errichtet worden. Das Projekt stieß jedoch seitens der Bürger auf Ablehnung, hatte auch finanziell keine ausreichende

¹³ Vgl. V. López V. y R. Martínez D., Revalorización de las Plazas con Fines Culturales. Caso Santo Domingo (s. A 12), S. 109–112.

Grundlage, so daß im Jahre 1986 die Stadt das Grundstück zurückkaufen konnte. Heute wird der Vorplatz wieder als solcher genutzt, ist jedoch im Gegensatz zu seiner ursprünglichen Form mit einem Gitter umzäunt, um das Eindringen von ambulanten Verkäufern dauerhaft zu verhindern.

An übergreifenden Maßnahmen wird in den letzten Jahren vom Wohnungsbauministerium des Landes ein Projekt gefördert, das versucht, ein Genossenschaftsprogramm zur Rettung der Altstadt durchzuführen. Da die historischen Gebäude für deren Besitzer meist nicht rentabel sind, weil sie weder die erwünschten Mieten produzieren, noch umgewidmet oder gar abgerissen werden können, außerdem der Verkehrswert der Grundstücke aus eben diesen Gründen sehr gering ist, wurde daran gedacht, diese Gebäude über eine Treuhandgesellschaft an die Nutzer zu veräußern und mit staatlichen Krediten zu restaurieren. Hierbei könnte dann gleichzeitig die Wohnqualität durch geeignete Grundrißveränderungen und den Einbau von Bädern und Küchen erhöht werden. Vorbild für diese Überlegungen ist die Erneuerungsstrategie der Regierung von Mexiko-Stadt nach dem großen Erdbeben im Jahre 1985, als das Programm im historischen Stadtkern mit viel Erfolg angewandt wurde.

Doch was in dieser extremen Notlage und mit internationaler Unterstützung in Mexiko-Stadt gelang, ließ sich bisher nicht sinnvoll auf die Innenstadt Pueblas übertragen. Da bereitet zunächst die Finanzierung Schwierigkeiten, obwohl an sich die Mittel vorhanden sind: Einerseits gibt es eine Vielzahl staatlicher und gewerkschaftlicher Förderungsmöglichkeiten, die billiges und langfristig rückzahlbares Kapital zur Verfügung stellen, das bisher aber nur zum Wohnungsneubau am Stadtrand eingesetzt wurde. Andererseits wurde bei Untersuchungen festgestellt, daß formal die Möglichkeiten und die Bereitschaft der Bevölkerung zur Mitarbeit an derartigen Projekten sehr begrenzt sind. Da die Kredite an die Höhe der Einkommen der Bewohner gekoppelt sind, in einem Gebäude aber Menschen mit sehr unterschiedlichen Einkommensverhältnissen wohnen, ist eine Zuordnung der Kredite häufig nicht einfach. Gleichzeitig werden diese Gelder nur für genau festgelegte Maßnahmen vergeben: die Wohneinheit muß eine bestimmte Fläche haben, es gibt genaue Vorschriften über die Einrichtung von Bädern, Küchen etc., die in Altbauten nicht immer gemäß den Richtlinien durchgeführt werden können. Bislang sind denn auch nur drei Pilotprojekte fertiggestellt worden, die zwar soziale Verbesserungen gebracht, jedoch die Gebäude in ihrer historischen Substanz beträchtlich verändert haben.

Einzelmaßnahmen an historischen Gebäuden unternimmt zunächst die Staats- und Stadtverwaltung. Neben den Dienst- und Verwaltungsgebäuden, die alle in einem sehr guten Erhaltungszustand sind, hat die Regierung in den vergangenen Jahren immer wieder historische Gebäude aufgekauft, restauriert und danach an andere öffentliche, vor allem kulturelle Einrichtungen weitergegeben. So wurde das *Hospital de San Pedro*, ältestes und größtes Hospital der Stadt, das zwar physisch gut erhalten war aber damals als Arena für das in Mexiko sehr beliebte Freistilringen benutzt

wurde, schon zu Beginn der 70er Jahre restauriert und in ein Verwaltungsgebäude umgenutzt. Auch das ehemalige Gefängnis, das zwischen 1840 und 1891 auf dem Gelände des ehemaligen Stiftes von *San Javier* am Rande der historischen Innenstadt erbaut worden war, wurde in ein Kulturzentrum der Stadt umgewidmet, das heute, dem Vorbild von Mexiko-Stadt nachempfunden, als Archiv und Kongreßzentrum dient. Einige Gebäude dienen heute dem Ministerium für Kultur und seinen Verwaltungs- und Bildungseinrichtungen. Schon seit den 70er Jahren wurde das ehemalige erzbischöfliche Stift von San Pedro mit der großartigen *Biblioteca Palafoxiana* aus dem 18. Jh., das als städtisches Verwaltungsgebäude gedient hatte, in ein Kulturzentrum umgewandelt. Zur Zeit stehen allerdings auch mehrere dieser vom Lande geretteten Gebäude leer und sind vom Einsturz bedroht, weil keine Einigung unter den Bewerbern über deren Nutzung erzielt werden konnte.

Neben diesen Initiativen der Regierung sind vor allem zwei weitere Träger für Restaurierungsmaßnahmen an historischen Gebäuden im Stadtkern Pueblas bedeutend: die aus dem Jesuitenkolleg hervorgegangene Universidad Autónoma de Puebla und die Mary-Street-Jenkins-Stiftung. Die Universität¹⁴ hat in den vergangenen Jahren nicht nur ihre Hauptverwaltung im ehemaligen Jesuitenstift erhalten, sondern darüber hinaus systematisch wichtige historische Gebäude aufgekauft, restauriert und ihnen eine angemessene Funktion gegeben. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang einerseits die Gebäude, die als Museen dienen, wie etwa die *Casa de las Bóvedas*, ein hervorragendes Gebäude aus dem 17. Jh., das die Pinakothek der Universität beherbergt sowie die *Casa de los Muñecos* mit der Fassade aus reizvollen *Azulejo*-Figuren aus dem 18. Jh., wo das Museum der Universität untergebracht wurde, nachdem das Gebäude lange Zeit als *Vecindad* mit völlig heruntergekommenen Wohn- und Geschäftsräumen für zahllose Parteien gedient hatte. Daneben, und über das ganze Innenstadtbereich verteilt, sind Forschungs- und Lehrinstitute in Baudenkmalen untergebracht, insgesamt 16 Gebäude mit hohem baulichem und historischem Wert.

Als weiterer Träger von Restaurierungsprojekten tritt die finanzstarke Mary-Street-Jenkins-Stiftung auf, die den Namen der Tochter ihres Gründers trägt, eines Textilfabrikanten, der aus Nordamerika nach Puebla kam, um hier sein Vermögen zu machen. Die Stiftung fördert seit langem vor allem Bildungs- und Sozialprojekte. Bis etwa 1985 hat sie überwiegend kleine Restaurierungsprojekte in Kirchen und Klöstern finanziert, seither sind die Aufgaben gewachsen und dadurch einschneidender. So wird zum Beispiel mit ihrer Unterstützung ein Museum restauriert, das einmal die bedeutendste private Sammlung vorspanischer Kunst in Puebla aufnehmen soll. Das dafür vorgesehene Gebäude ist ein kolonialzeitliches Stift, das in der Zwischenzeit

¹⁴ Vgl. A. Guzmán, Utilización de Edificios para Fines Culturales. El Caso de la Universidad Autónoma de Puebla, in: ICOMOS y UAP (s. A 12), S. 85–92.

auch als Hospital gedient hat. Der ursprüngliche Entwurf sah einen Abriß des Gebäudes und einen Museumsneubau unter Beibehaltung der ursprünglichen Fassade vor. Nachdem sich Bürgerprotest und institutionelle Probleme ergaben, wurde dieser Plan aufgegeben und das verbleibende Gebäude, von dem Teile leider schon zerstört waren, schonend restauriert und für seine neue Aufgabe hergerichtet. Auch die Umnutzung des seit 1986 geräumten *Mercado de la Victoria* in ein Freizeitzentrum mit Räumen für Touristen und Bewohner ist ein Projekt dieser Stiftung. Neuerdings befindet sich der Sitz der Stiftung im Gebäude der ehemaligen *Fábricas de Francia*, das als erstes modernes Kaufhaus um die Jahrhundertwende im Stadtkern errichtet wurde und Stilmerkmale der Art Nouveau aufweist. Es handelt sich um einen Skelettbau aus Gußeisen, dessen Teile aus Paris importiert worden waren, um in Puebla aufgebaut zu werden. Dieses Gebäude wird als Kaffeehaus mit Buchhandlung ausgebaut und auch Sitz des *World Monument Fund* in Puebla. Hier soll ferner ein Magisterstudiengang für Restaurateure eingerichtet werden.

Restaurierungsarbeiten in Privatinitiative sind eine Seltenheit und werden vorwiegend an Gebäuden in Besitz wohlhabender Familien durchgeführt. Hier steht die *Casa de Velasco* an erster Stelle, die seit ihrer Erbauung im 17. Jh. im Besitz einundderselben Familie geblieben ist, und von ihr bewohnt und instandgehalten wird. Die *Casa de los Castillo de Altra*, das beste Beispiel eines Gebäudes mit Eckbalkon aus dem 17. Jh., wurde von seinem Besitzer nicht nur renoviert, sondern auch zum Objekt gründlicher Bauforschung gemacht, deren Ergebnisse nun wieder am Gebäude ablesbar sind.

Banken und größere Handelshäuser machen nun mit Denkmalschutz auch Werbung für ihre Institutionen, indem sie ihre Stammhäuser im historischen Stadtkern erhalten und in Broschüren oder Werbespots im Fernsehen darstellen.

6. Zusammenfassung

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß Puebla trotz mancher fragwürdiger Eingriffe in den vergangenen Jahrzehnten als historisches Ensemble anzusehen ist. Seine Erhaltung verdankt Puebla vor allem der Initiative seiner Bürger und privater Institutionen. Das enorme Wachstum der Stadt hat bislang eine sinnvolle öffentliche Planung weder für den Innenstadtbereich, noch für die umliegenden Neubaugebiete erlaubt. Die Erklärung Pueblas zum Kulturerbe der Menschheit wirkte bisher durchaus bewußtseinsbildend, setzte also am Angelpunkt denkmalpflegerischer Initiative an. Bei den Überlegungen zu einer Sanierung muß vor allem berücksichtigt werden, daß damit nicht nur ein historisches Ensemble erhalten werden, sondern vor allem auch fehlender preisgünstiger Wohnraum für die angestammte Bevölkerung geschaffen und der vorhandene optimaler genutzt werden sollte.

Denkmalpflege in Brasilien

Der folgende Bericht gibt in seinem ersten Teil ein Gespräch über die Geschichte, die Entwicklung und den organisatorischen Aufbau der Denkmalpflege in Brasilien wieder, das vom Autor mit der brasilianischen Denkmalpflegerin Frau Briane Bicca Ostern 1990 geführt wurde. Im zweiten Teil schildert der Verfasser Erfahrungen bei der Arbeit mit der Denkmalpflege und der Stadtplanung in Brasilien.

1. Zur Entwicklung der Denkmalpflege in Brasilien

Das brasilianische Gesetz zum Schutz der kulturellen Güter (*bens culturais*) von 1937 umfaßt in einem modernen und selbstbewußten Verständnis der kulturellen Zeugnisse Brasiliens nicht nur den Schutz und die Pflege der Bau- und Kunstdenkmäler (wie etwa die deutschen Denkmalschutzgesetze), sondern auch die Bereiche der Museen, der Bibliotheken, die Zeugnisse der indianischen Kultur, die volkskundlich bedeutenden Zeugnisse der Nachfahren der afrikanischen Sklaven wie z. B. deren Sitten und Tänze.

Das sich mit diesem Gesetz äußernde neue Bewußtsein eigenständiger Werte der brasilianischen Kultur war der Erfolg einer Entwicklung, die 1922 mit der »Woche der modernen brasilianischen Kunst« (*semana da arte moderna do Brasil*) in Rio de Janeiro begann, die von Mario de Andrade proklamiert wurde. Er, Anita Malfate und Oswald de Andrade kämpften gegen das Kunstverständnis der Akademien, gegen das überwiegend von Frankreich dominierte offizielle Kunstschaffen in der Malerei und Architektur für eine Neubewertung der brasilianischen Kunst. So machte die Gruppe zahlreiche Exkursionen ins schwer zugängliche Landesinnere und den Nordosten und entdeckte die brasilianischen Barockstädte wieder. Die Städte Ouro Preto und Mariana im Bundesstaat Minas Gerais wurden zu Sinnbildern eigenständiger brasilianischer Architekturschöpfungen. (Noch in den fünfziger Jahren gab es eine heftige Diskussion über die Frage des künstlerischen Ursprungs der Barockstädte.)

Die Bewegung von 1922 hatte eine Neubewertung der brasilianischen Kunst und Kultur – als Gegenpol zur europäisch dominierten offiziellen Kunst der Jahrhundertwende in Brasilien – auf ihre Fahnen geschrieben und war damit erfolgreich. Die große Spannweite der brasilianischen Kunst von der Kultur der Indianer über den Barock bis hin zur Volkskunst und den Lebensformen der afrikanischen Sklaven und deren Nachfahren war Thema der Loslösung von den kulturellen Werten des europäischen Festlandes.

Der knappe kulturgeschichtliche Exkurs verdeutlicht, wie ich hoffe, die emanzipatorische Leistung und Besonderheit des 1937er Gesetzes zum Schutz der Kulturgüter. Von Getulio Vargas erlassen, war es in allen Phasen der Gesetzgebung noch demokratisch vom Nationalkongreß beraten und gebilligt und in seiner Hauptsache vom Gründungsvater der brasilianischen Denkmalpflege Mario de Andrade entworfen. Bis heute wurde es praktisch nicht geändert. Sofort umgesetzt wurde das die Bau- und Kunstdenkmäler betreffende Kapitel des Gesetzes; der überwiegende Teil der Gesetzgebung jedoch wurde mangels finanzieller und exekutiver Mittel nicht mehr realisiert.

Zum Schutz und der Pflege der Monumente wurde ein Institut mit Sitz in Rio de Janeiro gegründet (*Instituto do Patrimônio Histórico e Artístico Nacional – IPHAN*). Im Gesetz vorgesehen als Mittel der Erfassung waren fünf Denkmälbücher, je eines für historische Dokumente, Landkarten, historische Bücher, ethnographische Zeugnisse und ein Denkmälbuch (*livro do tombo*) für die Registrierung der Bau- und Kunstdenkmäler. Die Unterschutzstellung selbst wurde und wird vom Denkmalamt vorbereitet und vom Denkmalrat (*conselho do patrimônio histórico e artístico nacional*) beraten und beschlossen. Der Denkmalrat, ein vom Erziehungsminister (*Ministro da Educação*) berufenes Gremium von etwa 20 unabhängigen fachkundigen Personen des öffentlichen Lebens, genießt hohes politisches Ansehen und ist weisungsunabhängig. Die Mitglieder wurden ursprünglich lebenslang berufen, zur Zeit geschieht dies für die Dauer von 8 Jahren. Der Denkmalrat tagt monatlich. Der Präsident des Denkmalarates ist gleichzeitig Chef der Denkmalpflegeabteilung im Kultusministerium (*MINC*) in Brasília.

Noch 1937 wurden die Barockstädte Ouro Preto und Mariana geschützt; Ouro Preto auch als Denkmal von Weltgeltung durch die UNESCO. 1954 wurde Alcântara (St. Louis) als Gesamtanlage unter Schutz gestellt.

Als erster Direktor des Denkmalinstitutes in Rio wurde Rodrigo Melo Franco de Andrade, gerade 28jährig, berufen. Mit einer Mannschaft von etwa 30 Frauen und Männern begann er die Arbeit der Denkmalpflege in Rio de Janeiro und versah sein Amt bis 1967. Institutionell war das Denkmalinstitut ein Organ des Erziehungsministers. Aus den ersten Anfängen mit ehrenamtlichen Kontaktleuten in den einzelnen historischen Städten wie z. B. Salvador, St. Louis, Recife entwickelten sich Regionalbüros (*diretorias*) zur Lösung und Abwicklung der Probleme vor Ort. So sind heute in allen Bundesstaaten mit bedeutender Bausubstanz Regionalbüros vorhanden (z. B. in Recife, Salvador da Bahia, Ouro Preto, São Paulo, Belo Horizonte, Porto Alegre), das jüngste seit 1988 in Florianópolis im historischen Gebäude der Zollverwaltung (*alfandega*) am ehemaligen Hafen. Insgesamt gibt es derzeit 14 regionale Ämter, vergleichbar den deutschen Landesämtern für Denkmalpflege.

Die Regionalbüros haben Selbständigkeit in der Projektabwicklung, Haushaltsaufstellung, Vorbereitung der Unterschutzstellung. Ihre Leiter werden vom Kultusminister des Bundes berufen (die Kulturhoheit liegt bei der Bundesregierung). Haushalt

und finanzielle Rahmenbedingung werden ebenfalls vom Kultusministerium (der dort zuständigen Denkmalpflegeabteilung) vorgegeben. Regionalbüros mit umfangreichen Aufgaben haben zu ihrer Entlastung die Möglichkeit, technische Büros vor Ort zu installieren (*escritório técnico*).

Bundesweit gibt es eine fachliche Beratergruppe (*consultoria técnica*), die bei komplizierten Fragen technische Hilfestellung leistet. Nach meiner Kenntnis betreuen gegenwärtig etwa acht bis zwölf Berater das ganze Land mit Sitz in Rio. Die *consultoria técnica* ist in der Entscheidungshierarchie den Regionalbüros übergeordnet. Ebenfalls in der ehemaligen Hauptstadt befindet sich die Inventarisationsabteilung, die die Vorschläge zur Unterschutzstellung historischer Bausubstanz, die aus den einzelnen Bundesländern kommen, sammelt und als letztes Glied der Verwaltung vor der Beschlußfassung im Denkmalrat (*conselho*) bearbeitet.

Seit 1937 wird beim Denkmalamt in Rio ein Archiv geführt. Dort sind außer dem Denkmalsbuch die Protokolle der Denkmalratssitzungen sowie die gesamten Vorgänge der Unterschutzstellungen (*processo de tomba*) archiviert. Die Erarbeitung der Grundsätze denkmalpflegerischen Handelns, die zahllosen Projektdiskussionen, sind ebenfalls protokolliert und wichtiger Bestandteil des Archives.

Lucio Costa, in den 30er Jahren Direktor der Akademie der Schönen Künste in Rio, bei uns vor allem mit Oscar Niemeyer als Stadtplaner von Brasília bekannt, hat ebenso wie viele andere Architekten die brasilianische Denkmalpflege bei ihren Projekten unterstützt. Er ist teils durch ehrenamtliche, teils durch gemeinsame Projekte, engagierter Teil der brasilianischen Denkmalpflege geworden. Ich nenne ihn hier voller Respekt stellvertretend für zahlreiche seiner Berufskolleginnen und Kollegen, um zu verdeutlichen, daß praktische und theoretische Arbeit der Denkmalpflege in Brasilien im Rahmen demokratischer und fachlicher Willensbildung zwischen Denkmalpflegern, Architekten und Stadtplanern wie der politischen Gremien stattfand und praktiziert wird.

In den 70er Jahren wurde vom Planungsministerium (*Ministerio do planejamento*) ein Programm zur Wiederbelebung der historischen Städte (*revitalização das cidades antigas*) durchgeführt. Das zunächst rein aus Aspekten des Fremdenverkehrs und dessen Verbesserung angelegte Projekt sollte Unterkunftsmöglichkeiten schaffen und ganz allgemein die historischen Zentren attraktiver gestalten. Rasch zeigte sich jedoch die Notwendigkeit, stadtplanerische Konzepte zu erarbeiten. So wurde unter Federführung der Nationalen Kommission zur Stadtentwicklungspolitik (*comissão nacional da política urbana*) die mit erheblichen finanziellen Mitteln ausgestattete Stadterneuerungspolitik realisiert.

Auf Länderebene und in den Großstädten wurden Stadtplanungsbereiche geschaffen. Von 1974 bis 1982 gab es eine deutsch-brasilianische Zusammenarbeit (CNDU-Projekt) im Bereich der Stadtentwicklung bei der Verbesserung der Infrastruktur sowie beim Aufbau von Planungskapazitäten. Diese erstreckte sich vom Bereich der

Regionalplanung über die Bauleitplanung bis hin zur Beratung bei der Einrichtung eines städtischen Bauhofes.

Es entwickelte sich also eine Autonomie in allen Bereichen der Stadtentwicklung gegenüber der Bundesregierung. Stadtplanungsprojekte z. B. für die Müllbeseitigung, Konzepte für den öffentlichen Nahverkehr (Bus), die Erfassung historischer Bausubstanz im städtebaulichen Zusammenhang kennzeichnen die 70er Jahre. Die von den Brasilianern als »*Milagre brasileiro*«, als brasilianisches Wunder bezeichnete Phase des wirtschaftlichen Aufschwunges während der Zeit der Militärdiktatur war die Zeit der großen Projekte, der Stadtreparaturen wie auch des Baus der Transamazônica. Mit dieser Stadtentwicklungspolitik wurde erfolgreich Neuland betreten, die rasche personelle und finanzielle Expansion hatte positive Folgen auch für die staatliche Denkmalpflege.

Die aus dem Bereich der Stadtplanung kommenden neu formulierten Sehweisen und Fragestellungen, die planerische Art, mittel- und langfristig Investitionen zu realisieren – z. B. in einem Jahr den Neubau des Busbahnhofs, im folgenden Jahr Grundschulen, danach Kindergärten und ein kulturelles Zentrum in einer Stadt zu planen und zu bauen, im Bereich der Denkmalpflege Monumente mit sinnvoller neuer Nutzung zu aktivieren –, belebte und modernisierte die Denkmalpflege. Planerische Betrachtungsweisen und Lösungsmodelle unter Aspekten der gesamten städtischen Infrastruktur, die Einbindung der Denkmalpflege in den stadtplanerischen Kontext waren neu und erneuerten die Arbeit der klassischen Denkmalpflege. (Die bundesdeutsche Entwicklung während der 70er Jahre ist bekanntlich ähnlich.)

Nach dem Tode des ersten Direktors Melo Franco de Andrade verlor das Denkmalinstitut an Bedeutung, die finanziellen Mittel des Erziehungsministeriums wurden immer stärker gekürzt. Technisches Personal wanderte in andere Arbeitsgebiete ab. Gleichzeitig wurde, wie ausgeführt, die Planungskapazität der Stadtentwicklungsbereiche aufgebaut und deren finanzielle Ausstattung durch das Planungsministerium, durch Länder- und Gemeindemittel um ein Vielfaches verbessert. Mit dem Programm zur Wiederbelebung historischer Städte fand ein Dialog zwischen Stadtplanung und Denkmalpflege statt, der eine Aufwertung und Stärkung beider Bereiche bewirkte. Das Institut für Denkmalpflege wurde in Sekretariat der Denkmalpflege umbenannt und dem Kultusministerium zugeordnet (*Secretaria do Patrimônio e Artístico Nacional* – SPHAN).

Die staatliche Denkmalpflege erhielt 1979 einen neuen Partner in Gestalt der Stiftung *Pro Memória* (zur Erinnerung). Louis Magalhães gründete an der Universität in Brasília die Stiftung mit öffentlichen und privaten Geldgebern. Hauptziel der Stiftung war, die kulturelle Arbeit im Rahmen des umfassenden 1937er Gesetzes zum Schutz der brasilianischen Kulturgüter zu leisten. Über 40 Jahre waren die Möglichkeiten der Gesetzgebung für die Arbeit überwiegend nur im Bereich der Bau- und Denkmalpflege genutzt worden. Mit der Stiftung wurde an die umfassenden kulturpolitischen

Ziele der Woche der modernen Kunst von 1922 angeknüpft. Darüber hinaus hatte die Stiftung entscheidende Vorteile gegenüber der staatlichen Verwaltung. So konnten bessere Gehälter gezahlt, die Verwaltung einfacher gestaltet und abgewickelt werden. Die Gruppe um Magalhães setzte sich aus Physikern, Anthropologen, Ethnologen, Historikern, Juristen und Architekten zusammen. Es bestand ein starkes Interesse an wissenschaftlicher Forschungsarbeit. Mit der Stiftung und den zahllosen bundesweiten Tochterstiftungen wurden Projektgruppen, die weitestgehend selbständig arbeiten konnten, gebildet. Pro Memória, ebenfalls beim Kultusministerium lose angegliedert, arbeitete von Anfang an eng mit der staatlichen Denkmalpflege zusammen. Dies äußerte sich in der Verbindung beider Namen zu SPHAN – PRO MEMÓRIA. So erarbeitete ab Ende 1980 eine Projektgruppe auf Initiative von Magalhães eine Studie zur Unterschätzung der Bundeshauptstadt Brasília. Angesichts des explosiven Wachstums der Stadt bestand zu Recht die Sorge um den Erhalt des stadtplanerischen und baulichen Konzeptes von Costa und Niemeyer. Dieser Studie folgte 1988 die Aufnahme Brasílias in die Liste der Denkmäler der UNESCO (*Patrimônio da Humanidade*). Derzeit sind 7 UNESCO-Denkmäler geschützt: Ouro Preto, Olinda, Foz do Iguaçu, Pelourinho (Salvador), Brasília, São Miguel das Missões, Bon Jesus de Congonhas.

Nach dem Tode von Magalhães wechselten die Präsidenten der Stiftung in rascher Folge, es kam zu Rivalitäten zwischen den Stiftungspräsidenten und den Sekretären der Denkmalpflege aufgrund differenter Parteizugehörigkeiten und divergierender kulturpolitischer Zielsetzungen. Mit der Regierung Sarney wurde 1985 das Programm zur Wiederbelebung der historischen Städte eingestellt. 1988 wurden die staatliche Denkmalpflege SPHAN und die Stiftung Pro Memória unter einer Leitung verknüpft. Doch schon 1990 wurde Pro Memória durch den neuen Präsidenten Fernando Collor de Mello aufgelöst und das Sekretariat der Denkmalpflege wieder in Institut der Denkmalpflege (IPHAN) umbenannt. Die Folgen dieser radikalen Zerstörung der Arbeit zum Schutz und der Pflege des kulturellen Reichtums in Brasilien sind noch unabsehbar.

Soviel zur Geschichte, der Gesetzgebung, der Entwicklung und der Organisation der brasilianischen Denkmalpflege. Ich hoffe, daß ich die komplexe Entwicklung korrekt dargestellt habe und bitte meine brasilianischen Kollegen gleichzeitig um Verständnis für die eventuell zu knappen Ausführungen.

2. Fallstudien der Stadterhaltung in Südbrasilien

Im zweiten Teil meines Berichtes stelle ich die Arbeit in zwei südbrasilianischen Städten, in Joinville und Santa Cruz do Sul, dar.

Es gibt im Süden Brasiliens in Santa Catarina und Rio Grande do Sul zahlreiche gut erhaltene bauliche Zeugen der deutschen Einwanderung des 19. und frühen 20. Jahr-

hunderts. Die Architektur der 1. und 2. Einwanderergeneration ist von hoher geschichtlicher Bedeutung (Städtegründungen, Erschließung bisher unbesiedelter Bereiche etc.), die Architektur des frühen 20. Jh. zeigt häufig hohe künstlerische Qualität. Für dieses bauliche Erbe ist mittlerweile in zunehmendem Maße ein öffentliches Interesse vorhanden. Städte und Gemeinden sind offen für Vorschläge zur Erhaltung und Revitalisierung historischer Stadtkerne. Auf Anregung der Staatlichen Denkmalpflege waren bereits Arbeitsgruppen zur Vorbereitung und Durchführung der Inventarisierung historischer Bausubstanz im Einsatz. Meine Arbeit im Auftrag der GTZ wurde von SPHAN wie folgt beschrieben: Es sind gemeinsam mit den Städten der deutschen Kolonisation in Santa Catarina und Rio Grande do Sul stadtplanerische Aktivitäten zu entwickeln und zu realisieren, die die Altstädte und das zugehörige Umfeld erhalten mit Unterstützung der Bundesländer und des Kultusministeriums.

2.1. Joinville, Santa Catarina

Joinville wurde 1851 gegründet. Die Besiedelung erfolgte auf Betreiben des zu diesem Zweck gegründeten Hamburger Kolonisationsvereines von 1849. Im äußersten Nordosten Santa Catarinas gelegen, wurde dieses Land vom Prinzen von Joinville und seiner Gemahlin Franziska, einer Tochter des brasilianischen Kaisers Pedro II. erworben. Die Kolonie Dona Franziska, wie die Gründung ursprünglich genannt wurde, war zunächst als überwiegend ländliche Besiedelung konzipiert. Der möglichen Entwicklung zu einer Stadt wurde in den Parzellierungsplänen insofern Rechnung getragen, als ein relativ kleines Gelände als zukünftiger Stadtplatz ausgewiesen wurde.

Von dem Stadtplatz aus schlug man Pikaden (Wege) in den Urwald, entweder entlang vorhandener Flußläufe oder alter Saumpfade (in anderen Bereichen der deutschen Kolonisation werden diese Wege auch *Linhas* oder *Tifas* genannt). Beidseitig einer Pikade wurden die zukünftigen Grundstücke parzelliert. Die übliche Grundstücksbreite entlang der Pikade belief und beläuft sich im Bereich der erhaltenen Parzellenstruktur bis heute auf Größen zwischen 180 bis 250 m; die Grundstückstiefe lag zwischen 1000 und 2000 m. Es entstanden somit Grundstücksgrößen zwischen 20 und 50 ha. Schon bald nach Beginn der Siedlungstätigkeit setzte jedoch auch eine starke städtische Urbanisation ein. Da die Wahl des Stadtplatzes nicht primär unter dem Aspekt einer städtischen Gründung erfolgt war (Anlage im Sumpfgebiet), somit auch kein leistungsfähiges Straßennetz, welches die zukünftige Entwicklung zu kanalisieren in der Lage war, angelegt wurde, entwickelte sich die Stadt rasch entlang der ursprünglich für die ländliche Besiedelung angelegten Pikaden. Die Probleme der Stadtentwicklung Joinvilles resultieren demnach aus der Planlosigkeit der Anlage des viel zu kleinen Stadtplatzes, aus dem mit Verkehr vollständig belegtem Straßenraum (neue Straßen sind nur bedingt realisierbar) und der erfolgten Stadtgründung in einem Sumpfgebiet.

Eine ähnliche Problematik, d. h. fehlende Konzeption bei der Anlage der Stadt, ist im übrigen für die Nachbargründung Blumenau kennzeichnend. Der derzeitige *plano diretor* (Bauleitplan) – bereits über 15 Jahre alt – genügt den heutigen Erfordernissen der enorm gewachsenen Stadt längst nicht mehr. Der bebaubare städtische Bereich wurde in den letzten 40 Jahren immer weiter hinausgeschoben und hat mit der Verdoppelung der Einwohnerzahl (derzeit ca. 450 000 EW) in den letzten beiden Jahrzehnten eine Ausdehnung erreicht, die eine Neuordnung des Verkehrswegesystems, insbesondere aber auch eine Neuordnung des öffentlichen Nahverkehrs, der ausschließlich von Bussen bewältigt wird, erforderlich macht. Außerdem legt die Bereichszonung des *plano diretor* mit dem Industriebereich, der nördlich dem Stadtbereich in Richtung Flughafen vorgelagert ist, eine erhebliche Barriere für mögliche zukünftige Stadtentwicklung anderer Bereiche nach Norden. Bereits 1978 wurde in einem Gutachten zweier deutscher Architekten der GTZ ein System von Sub-Zentren zur Bewältigung des raschen städtischen Wachstums vorgeschlagen.

Der Stadtverwaltung, vertreten durch Bürgermeister, Stadtplanungsamt sowie Staatlicher Denkmalpflegebehörde, war es ein besonders Anliegen, bei der anstehenden Änderung des Stadtentwicklungsplanes auch die Belange des historischen Stadtbildes berücksichtigt zu wissen. Gemeinsam mit der Architektin Deisy Lopez de Oliveira und dem Architekten Eduardo Schröder wurde ein modellhaftes Kurzinventar erstellt, das insbesondere im Bereich des ursprünglich historischen Stadtgrundrisses erhaltenswürdige Bausubstanz klassifiziert hat. Mit den Mitteln der gemeinsamen Ortsbegehung, Fotografie der Gebäude, Studium vorhandener Planunterlagen im städtischen Archiv sowie im Archiv des Stadtbauamtes wurde ein Inventarisationskatalog erstellt, der gleichzeitig in Katasterplänen durch farbiges Anlegen der entsprechenden Gebäude seinen Niederschlag fand.

Eines der wesentlichsten Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit in der Stadtplanung sehe ich in dem Vorschlag, den überdimensionierten Bereich der Industrieansiedlung zu reduzieren. Das rapide Wachstum Joinvilles der letzten beiden Jahrzehnte kann mit den Mitteln des städtischen Haushaltes im Hinblick auf die notwendig bereitzustellende Infrastruktur weder in der Gegenwart noch in der Zukunft erfolgversprechend bewältigt werden. Der einzige Weg scheint Einflußnahme auf die Höhe des Zuwachses der jährlichen Einwohnerzahl. Ein planerisches Mittel hierzu ist zweifellos die Verringerung weiterer Industrieansiedlung. Diese Erkenntnis wird auch vom Bürgermeister und von Teilen des Stadtrates geteilt. Entsprechende Vorschläge zur Reduktion des Industriebereiches werden im zukünftigen Stadtentwicklungsplan Niederschlag finden.

Weiter soll die im gesamten Bereich des Perimetro urbano zulässige 12geschossige Höhenentwicklung der Bebauung differenziert werden. So beispielsweise im Bereich der Pikade Santa Catarina, die jetzt noch überwiegend landwirtschaftlich genutzt wird; dort soll eine Ausweisung als landwirtschaftliche Nutzfläche und damit auch

eine Begrenzung der Höhenentwicklung zukünftiger Bebauung und ein Verbot möglicher Industrieansiedlung erfolgen.

Eines der Hauptprobleme für die zukünftige Entwicklung in der Stadt liegt weiterhin in der außerordentlichen Verschmutzung der vorgelagerten Lagune, die als natürliche Kloake genutzt wird. Joinville hat zum gegenwärtigen Zeitpunkt keinerlei Abwasserreinigungssysteme, sondern entwässert über den Rio Cachueira als Vorfluter in die Lagune. Sollte es möglich sein, die industriellen und städtischen Abwässer in Verlauf der nächsten 10 bis 15 Jahre zu reinigen, so wird auch die Lage der Stadt an der Lagune wieder für die Erholung ihrer Bürger bis hin zu möglichen Fremdenverkehrsaktivitäten in einer Weise nutzbar werden, wie es noch vor 15 bis 20 Jahren möglich war, z. B. durch einen regelmäßigen Ausflugsbootverkehr nach São Francisco do Sul.

Über die Arbeit im Stadtplanungsamt hinaus, gleichzeitig in Erweiterung der Anleitung zur Inventarisierung, wurde ein Gesamtkonzept erstellt, welches mehrere Institutionen städtischer und staatlicher Verwaltungen berührte. Das als *Memória de Joinville* bezeichnete Projekt beinhaltet folgende Punkte:

1. im städtischen Bereich die Inventarisierung und den Schutz historischer Bausubstanz,
2. den Stadtentwicklungsplan (*plano diretor*),
3. die Restaurierung des als nationales Denkmal geschützten Friedhofes der deutschen Einwanderer,
4. die Wiederbelebung und Aktivierung vorhandener Museen,
5. Aufbau eines verstärkten Austausches mit dem Hamburger Staatsarchiv, in dem die Originaldokumente des Hamburger Kolonisationsvereines von 1849 vorhanden sind;
6. in der Area rural – ländlichen Zone – ist in diesem initiierten *Projeto Memoria de Joinville* ebenfalls die Inventarisierung historischer Bausubstanz erhalten;
7. Restaurierung historischer Anwesen, in der Regel Fachwerkhäuser der Einwohner des 19. Jahrhunderts,
8. die Klärung von Fragen der Stadtentwicklung, und
9. als letzte Position dieses Gesamtkonzeptes, welches von der Kulturstiftung (*fundacao cultural*), dem Tourismus- und Fremdenverkehrsamt (*Secretaria do turismo*) sowie dem Stadtplanungsamt (*Secretaria do planejamento*) im wesentlichen getragen wurde, war die Realisierung des *Posto de vendas* – einer Verkaufsausstellung für Erzeugnisse der Kleinbauern.

Unmittelbar an der Kreuzung der Bundesstraße 101 mit der alten Pikade Dona Francisca gelegen, befindet sich ein 1925 erbautes, sehr gut erhaltenes historisches Anwesen, Casa Krieger genannt, welches sich hervorragend als Informationsort über die Kolonisation und gleichzeitig als Verkaufsstelle für ländliche Produkte wie Honig,

Butter, Zuckerrohrschnaps eignen würde. Hierzu wurde ein entsprechendes Gutachten erstellt.

Die staatliche Denkmalpflege hat mit der Stadt Joinville und verschiedenen anderen Städten das Konzept eines *Roteiro turístico* – einer Fremdenverkehrsrouten entwickelt, an der entlang historisch interessante Gebäude und Gesamtanlagen dem Besucher gezeigt werden sollen. Der *Posto de vendas*, der gegebenenfalls auch zu einem Museum ländlicher Arbeitsgeräte auszubauen wäre, stellt hierzu einen ersten Schritt dar.

Die Verknüpfung der Arbeiten zum *plano diretor* auf städtischer Ebene durch das Stadtplanungsamt mit der Arbeit der staatlichen Denkmalpflege ist folgendermaßen vorgesehen: Im Rahmen des Stadtentwicklungsplanes werden spezielle Bereiche, z. B. die gesamte Rua do Principe als städtebaulich besondere Zone mit einer Geschosßbegrenzung auf maximal 4 Geschosse entsprechend heutigem Bebauungsstand ausgewiesen. Gleichzeitig wird von staatlicher Ebene die Unterschutzstellung historischer Bausubstanz, die sich in öffentlichem Eigentum befindet, vorangetrieben. So sollte noch 1988 durch den damaligen staatlichen brasilianischen Kultusminister Celso Furtado im Rahmen eines Festaktes die Unterschutzstellung des historischen Bahnhofs, des Casa Ottokar Dörffel und einiger weiterer Gebäude durchgeführt werden. Es scheint also gelungen zu sein, in den Bereichen des Stadtentwicklungsplanes städtebauliche Überlegungen zu verknüpfen mit einem Konzept zur Erhaltung historischer Gebäude.

Das Inventar historischer Bausubstanz in Joinville wurde auf Wunsch und Bitte der staatlichen Denkmalpflege nicht veröffentlicht, sondern dient lediglich als Arbeitspapier des Stadtplanungsamtes. Sicherlich nicht zu Unrecht befürchtet wurde eine Erhöhung des Abbruchrisikos bei Veröffentlichung des Inventars.

Die Arbeit im Bereich der Stadtentwicklung in Joinville wurde im Rahmen verschiedener Vorträge und Seminare vorgestellt, zunächst im Rahmen eines Seminars über die Restaurierung historischer Bausubstanz und über Bauleitplanung als Sicherungsinstrument wertvoller Architektur. Veranstaltet wurde dieses Seminar von der *Amunesc* (Regionale Planungsgemeinschaft mehrere Städte im Nordosten Santa Catariñas) in Verbindung mit der Staatlichen Denkmalpflege SPHAN.

2.2. Santa Cruz do Sul, Rio Grande do Sul

Die Mitte des 19. Jahrhunderts von deutschen Siedlern angelegte Stadt – ca. 2 Autostunden westlich von Porto Alegre gelegen und Zentrum des Tabakanbaues im Süden – war zweiter Schwerpunktort meiner Tätigkeit. Anders als in Joinville war hier jedoch seitens der städtischen Verwaltung nicht der Wunsch nach einer Zusammenarbeit vorhanden.

Gegen eine Arbeit im Sinne der Inventarisierung als Vorstufe für eine mögliche Änderung des *plano diretor* hatte man jedoch seitens der städtischen Verwaltungsspitze keine Einwände. Im Bereich des historischen Stadtzentrums war hier im

Stadtentwicklungsplan eine massive bauliche Verdichtung und Höherzonung der jetzt überwiegend zweigeschossigen Bebauung bis hin zu 12 Geschossen vorgesehen.

Zunächst wurde mit der Erstellung eines fotografischen Inventars der historischen Bausubstanz begonnen. Gemeinsam mit einer engagierten Architektin der staatlichen Denkmalpflege aus Porto Alegre wurden in der Form eines Schnellinventars zum einen die historisch qualitativollen Objekte fotografisch dokumentiert und zum anderen in dem sehr reichhaltigen historischen Archiv Informationen über die Stadtgeschichte und ihre Entwicklung bis hin zu einzelnen Studien über Gebäude gesammelt. Nach einem ersten Vortrag war deutlich, daß seitens der interessierten Öffentlichkeit der ca. 130000 Einwohner zählenden Stadt eine große Unterstützung für Bemühungen im Hinblick auf eine erhaltende Stadterneuerung vorhanden war. Dies ermutigte uns, trotz des passiven Widerstandes der Stadtverwaltung, das Inventar durchzuführen. Gleichzeitig wurde ein Programm zur Information der Öffentlichkeit und der Stadtverwaltung entwickelt mit dem Ziel, eine Änderung des *plano diretor* herbeizuführen, die das historische Zentrum schonender als der rechtskräftige Bebauungsplan behandeln würde.

Bereits während der Inventarisierung wurde in zahlreichen Gesprächen und auch Interviews die Bedeutung der historischen Architektur für die Kolonisation als bauliches Gesamtdokument hervorgehoben. Zahlreiche Hinweise wurden gegeben, wie an konkreten Stellen verfahren werden könne. Nachdem der für Fremdenverkehr zuständige Stadtrat den Eindruck gewonnen hatte, daß sich gegebenenfalls unsere Tätigkeit im Sinne seiner Öffentlichkeitsarbeit für Santa Cruz do Sul einsetzen ließe, war der erste Schritt in die Entscheidungsgremien der Stadt getan. Mit diesem Stadtrat wurde eine Informationswoche geplant. Thema: »Die historische Architektur und ihre Bedeutung für die heutige Stadtgestalt«. Zentrales Element dieser Woche war die Ausstellung der von der brasilianischen Denkmalpflegerin und mir gemachten Fotografien. Weiterhin wurde ein Workshop realisiert zur Information der Architekten, der Stadtverwaltung und der interessierten Öffentlichkeit. Mit der Ausstellung, die in der Woche des deutschen Einwanderers vom 18. bis 25. Juli 1987 in Santa Cruz do Sul veranstaltet wurde, der gleichzeitigen Vorlage des Kurzinventars und den entsprechenden Vorträgen ist ein wesentlicher Schritt zur Bewußtseinsänderung in Richtung auf eine Veränderung des *plano diretor* gelungen. Die Unterstützung des deutschen Generalkonsuls in Porto Alegre sei hier als wesentliches Element der Öffentlichkeitsarbeit gegenüber den politischen Gremien besonders vermerkt.

Ähnlich wie das Kurzinventar von Santa Cruz do Sul sollten auch in bereits geschützten Städten und Gemeinden Kurzinventare als rasch verfügbare Handbücher erstellt werden. Es war interessant festzustellen, daß auch in bereits längst geschützten Zonen über Einzelobjekte nur wenig Kenntnis vorhanden ist. Mit dem fotografischen Inventar und entsprechenden Texten zur Geschichte und Gebäudequalität kann in den zahlreichen Planungsfällen rascher und gründlicher agiert werden. Beide Städte,

Santa Cruz do Sul und Joinville, zeigen in der Art ihrer intensiven Bearbeitung durch die Staatliche Denkmalpflege und mich, bzw. städtische Planer, zwei Konzepte für ein Vorgehen zur Änderung des *plano diretor*: Während man in Joinville vor allen Dingen die städtebauliche Komponente betonte und mit dem Begriff des Denkmalschutzes sehr vorsichtig agierte, war es in Santa Cruz do Sul die einzige Möglichkeit, über ein veröffentlichtes Inventar und die Bewertung der Objekte auf die Stadtverwaltung zur Änderung des *plano diretor* einzuwirken.

Die unmittelbare Zukunft wird zeigen, inwiefern die beiden auf die jeweilige politische und planerische Situation zugeschnittenen Versuche weiterhin Erfolg zeitigen. Ausgezeichnet war die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen der brasilianischen Denkmalpflege. Der Einladung, für die Denkmalpflege auf Dauer in Brasilien zuzuarbeiten, habe ich nur schwer widerstanden.

Die spontane Herzlichkeit und Gastfreundschaft, die engagierte Unterstützung vieler Architekten, von Politikern und Privatpersonen haben mir und meiner Familie eine feste Verbindung zu Brasilien während des einjährigen Aufenthaltes in über 25 Städten ermöglicht.

Literatur

Arquitetura da imigração italiana no Rio Grande do Sul, Porto Alegre EST/EDUCS 1983; Günter Weimer, Arquitetura da Imigração Alema, Porto Alegre 1983; Geraldo Gomes da Silva, Arquitetura do ferro no Brasil, São Paulo 1986; Hundert Jahre Deutschtum in Rio Grande do Sul, Porto Alegre 1924; Staden-Jahrbuch, Brasilkunde-Kulturaustausch, São Paulo 1986/87.

Klaus Goebel

Nur große Anstrengungen können Altstädte und Baudenkmäler der früheren DDR retten

Plädoyer für eine Nationalstiftung

Die Situation vieler Altbauten und denkmalwürdiger Objekte in den Städten und Dörfern zwischen Harz und Oder, Ostsee und Erzgebirge kann nicht schwarz genug gemalt werden. Noch scheint für viele das Rezept zu lauten: Abreißen und Neubauen! Es bedarf gewaltiger Anstrengungen, den Verfall zu stoppen, Stadtbilder zu retten und Restaurierungen in die Wege zu leiten. Werden diese Anstrengungen Erfolg haben? Denn die Sanierung muß dauerhaft und angemessen sein. Angemessenheit bedeutet in diesem Fall, der historischen Bausubstanz ebenso wie den Wohn- und Lebensbedürfnissen der Menschen Rechnung zu tragen. Das aber ist teuer. Ohne materielle und ideelle Hilfe aus der Bundesrepublik sind keine Gesamtlösungen in Sicht.

Der Anteil der Bundesrepublik

Eine umfassende Stadt- und Dorferneuerung in der früheren DDR muß durch Privatmittel und Hypotheken wie auch durch gesetzgeberische Maßnahmen, z. B. staatliche Wohnbauförderungsmittel und -prämien sowie durch ein Städtebauförderungs- und ein Denkmalschutzgesetz in die Wege geleitet werden. Der Finanzbedarf ist zur Zeit nur schwer abschätzbar. Es werden dafür 500 Milliarden DM, aber auch mehrere Billionen DM genannt. Ein nicht geringer Teil dieser Mittel wird für sachgerechte Restaurierung verkommener Bausubstanz beansprucht. Wie man diese Maßnahmen der Denkmalpflege finanzieren kann, zeigt ihre öffentliche Förderung in der Bundesrepublik. Die Denkmalschutzgesetzgebung der Bundesländer sieht Zuwendungen öffentlicher Mittel an private Eigentümer vor allem dann vor, wenn zusätzliche Aufwendungen für Denkmalpflege zu unzumutbaren Mehrkosten führen. Die aus der Bundesrepublik erwartete Hilfe erstreckt sich auf drei Bereiche:

1. sollten Gelder bereitstehen, die von privater Seite, von Stiftungen und aus öffentlichen Haushalten zur Verfügung gestellt werden; 2. sind fachlich vorgebildete Handwerker, Firmen und Architekten erforderlich; 3. müssen Baustoffe und Baugeräte vorhanden sein und die notwendigen Dienstleistungen angeboten werden.

Der Gesamtbedarf der Hilfsleistungen kann solange allerdings nur vermutet werden, wie ein Schadenskataster fehlt, das im einzelnen den Bedarf auflistet. Inzwischen sind die ersten privaten Stiftungen und Fördervereine in der Bundesrepublik entstanden, die sich bestimmten Einzelobjekten zuwenden. In einigen Fällen werden sie eine für mehrere Jahre veranschlagte Wiederaufbau- und Restaurierungsarbeit unterstützen oder sogar voll finanzieren. Auch westdeutsche Städte stehen mit ihren östlichen Partnern in Verhandlungen, um bestimmte Aufbauarbeiten mitzufinanzieren. Die Lage der kommunalen Haushalte in der Bundesrepublik, deren Denkmalpflege-etats ohne Landesmittel nicht auskommen, erlaubt allerdings keine großen Sprünge. Auch hier gibt es Bemühungen, Landesmittel über die Partnerstädte zweckgebunden für die Denkmalpflege einzusetzen, sofern nicht direkte Landeshilfen – wie es Hessen für Thüringen bereits getan hat – erfolgen.

Schadenskataster

Wie wird ein möglichst lückenloser Schadenskataster zustandekommen? Das Institut für Denkmalpflege in der DDR hatte Schäden und Gefahren häufig nur zur Kenntnis nehmen können, ohne in der Lage gewesen zu sein, zu helfen und zu handeln. Im Vergleich zur Gesamtzahl der denkmalwerten Bauten, die längst nicht alle in Denkmallisten erfaßt worden sind und darum nur geschätzt werden können, sind nur wenige

Restaurierungen bei besonders prominenten Objekten, staatlich bevorzugten Bauten, seit langem angemeldeten Maßnahmen oder in dringenden Notfällen erfolgt. Selbst in den zuletzt genannten Fällen mußte man sich manchmal mit Abstützungsgeländern begnügen, die dann eines Tages selber einer Stütze bedurften. Wenn man jahrelang nur Heftpflaster für Knochenbrüche an der Hand hat, werden die Hautabschürfungen und Schnitte, für die das Pflaster eigentlich gedacht war, gar nicht mehr registriert. Es tritt hinzu, daß die Denkmalschutzbehörden personell hoffnungslos unterbesetzt waren, so daß architektur- und kunstgeschichtliche Expertisen für Bauwerke, deren Verfall ohnehin niemand aufhalten konnte, nicht erstellt wurden.

Modernisierung mit Augenmaß

Mit steigendem Wohlstand sei die Gefahr verbunden, daß in baulicher Hinsicht ähnliche Fehler gemacht werden, wie sie in der Bundesrepublik vor allem auf dem Land zu unwiederbringlichen Verlusten geführt hätten. Darauf hat der Ahrensburger Architekt Karl Heinz Scheuermann hingewiesen und Kunststoffenster mit Großverglasung statt hölzerner Sprossenfenster, asphaltierte anstelle gepflasterter Dorfstraßen oder pappgedeckte Flachbauten anstatt pfannengedeckter Dächer als abschreckende Beispiele genannt.

Wer jahrzehntelang vergeblich auf Handwerker und Baustoffe gewartet hat, dem ist willkommen, was inzwischen Baumärkte zu Billigpreisen anzubieten haben. Statt das Verrotten des Fachwerks weiter mit ansehen zu müssen, greift man rasch zu bisher unerschwinglichen Eternitplatten, um sie auf die Fassade zu nageln. Nicht anders ging es den Bundesbürgern in den fünfziger und sechziger Jahren, als sich Nachholbedarf zeigte und Hausbesitzer und Handwerker mit der Verwendung neuer Billigprodukte die steigenden Preise aufzufangen suchten. Mit Erschrecken erkannten später viele, daß abgeschlagene Stuckfassaden ebenso wenig ersetzbar sind wie umgebaute Mansardendächer oder beseitigte Vortreppen. Vermeintliche Verkehrsvereinbarungen, die in Straßenbegradigungen ihren Aus-

druck fanden, entpuppten sich als Ortsbildzerstörung und neue Verkehrsbelastung. Der Rückbau kanalisierter und verrohrter Bäche, so schwierig und kostenträchtig er ist, erscheint heute leichter realisierbar als die Wiederherstellung dieser alten Ortsbilder, deren verschwundene Bausubstanz in den seltensten Fällen nachgebaut zu werden vermag.

Wärmedämmung, neue Heizungen, Bäder und Toiletten steigern den Wert abertausender von Wohnungen. Niemandem wird dieser Komfort verwehrt werden dürfen. Doch eine sorgfältig abwägende Denkmal- und Stadtbildpflege kann durch Ortssatzungen, Öffentlichkeitsarbeit und Handwerkerfortbildung andere Modernisierungen, die der radikalen Verschandelungen ganzer Straßenzüge gleichkommen, verhindern. Zwar soll auch an Saale und Mulde »unser Dorf schöner«, der grauen Tristesse ein Ende bereitet werden. Aber es muß nicht der Einheitsgeranienkasten sein, der im Verein mit der hölzernen Dorftränke und den in Reih und Glied angetretenen Kübelblumen im Westen mancherorts zu einer neuen Häßlichkeit ehemals origineller, weil unterschiedlicher Dörfer geführt hat.

Landschaftsplaner, Bürgermeister, Stadtarchitekten und Verkehrsingenieure sind gefragt, die dem Auto nicht jeden Weg ebnen, denen Gärten vor den Häusern, Mauern und Dorfbackhäuser Gestaltungselemente bedeuten, nicht aber Visionen für Asphaltflächen entfachen. Die »Segnungen der Verspätung« in der DDR, von denen jemand sprach, könnten auch als Chance begriffen werden, um weiteren Zerstörungen Einhalt zu gebieten. Denn dort, wo mehrstöckige Plattenbauten an die Stelle abgerissener Altstadtviertel getreten sind, hat sich längst ein Gefühl des Verlustes verbreitet.

Bund-Länder-Nationalstiftung

Die Verluste an Bausubstanz haben in den Nachkriegsjahrzehnten im Westen Deutschlands häufig die eigentlichen Kriegsverluste überstiegen. Die Qualität der neuerrichteten Bauten hielt überdies oft genug keinen Vergleich mit dem Verlorengegangenen aus. Jetzt droht ein abermaliger und größerer Verlust, hält man sich allein

Stadtbilder wie Leipzig oder Görlitz vor Augen, von zahllosen weiteren Beispielen zu schweigen. Darum wird nur eine einmalige Anstrengung von gebündelter Finanzkraft, Koordination aller zu Beteiligten (Bund, Länder, Gemeinden, Kirchen, Wirtschaft, Handwerk, Gesetzgeber, Stiftungen, Fördervereine, Einzelpersonen, Medien) und hoher Publizität die beschriebenen Probleme lösen. Eine solche Anstrengung könnte ihren Ausdruck in einer Nationalstiftung finden, die die Erfahrungen des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in ihre Arbeit einbezieht, ihren Auftrag jedoch umfassender sieht. Denn Erhaltung und Wiederaufbau mühsam geretteter oder fast schon verlorener Bauten dürfen nicht dem Zufall oder einzelnen Aktivitäten, mögen sie auch noch so verdienstvoll sein, überlassen bleiben. Die Aufgaben sind so groß, daß eine entsprechende Abmachung rasch getroffen und eine Nationalstiftung ins Leben gerufen werden sollte, die durch folgende fünf Punkte skizziert sein könnte. Diese bedürften im einzelnen weiterer Ausformung und gegebenenfalls der Korrektur. Vergleichbare Stiftungen gibt es nicht, so daß vergleichbare Satzungen nicht herangezogen werden können:

1. Die Nationalstiftung setzt sich die Erhaltung und Erneuerung der gefährdeten Bauwerke,

Kulturdenkmäler und Stadtbilder in den Ländern Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen zum Ziel.

2. Die Nationalstiftung wird durch die Bundesrepublik Deutschland, die Länder der bisherigen Bundesrepublik sowie durch öffentliche Institutionen aller Art und private Geldgeber finanziert.
3. Die Nationalstiftung fördert mit behördlicher Unterstützung die Erstellung eines lückenlosen Schadenskatasters auf dem Gebiet der Länder der bisherigen DDR und organisiert mit den Landesregierungen alle geeigneten Maßnahmen, um ihre Ziele zu verwirklichen.
4. Die Nationalstiftung koordiniert für ihre Sachgebiete die Zusammenarbeit der sechs Länder mit dem Bund, den Ländern der bisherigen Bundesrepublik, mit allen infragekommenden öffentlich-rechtlichen und privatrechtlichen Institutionen sowie mit der Wirtschaft, d. h. mit Industrie, Handel, Banken und Gewerbe und mit engagierten Bürgern.
5. Die Nationalstiftung unterstützt die Gründung und Arbeit von Fördervereinen, Stiftungen und Initiativen für bestimmte Einzelobjekte (Bauwerke, Stadtteile usw.). Sie bindet diese Einzelinitiativen in die Gesamtarbeit ein.

Die Autoren

DIRK BÜHLER; Architekturstudium und Promotion an der RWTH Aachen. Nach Mitarbeit in privaten und städtischen Planungsbüros 1979–1980 erster Forschungsaufenthalt in Mexiko, danach Katalogisierungsarbeiten und Bau-forschung in Puebla. 1986–1989 Dozent für Baugeschichte und Denkmalpflege am »El Colegio de Puebla«. Seit 1990 Koordinator des Studienganges Kunstgeschichte der »Universidad de las Americas Puebla«.

UDO BAUMANN; Studium der Architektur an der TH Darmstadt. Seit 1977 Bezirkskonservator beim Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Marburg. 1980–1989 Lehrbeauftragter an der Universität Marburg. In Südbrasilien 1982 und 1986/87 Beratung der staatlichen Denkmalpflege und Kommunen beim Erhalt historischer Bausubstanz. Zur Zeit Koordination der armenisch-hessischen Zusammenarbeit bei der Sanierung der Burg Amberd in Armenien.

ERDMANN GORMSEN; Nach Studium der Geographie und Assistenzzeit in den Universitäten Mainz und Heidelberg 1964–1966 Mexiko-Pro-

jekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 1966–1969 Referent bei der UNESCO in Paris. 1969–1971 Dozent in Heidelberg und seit 1971 Professor für Geographie in Mainz. Arbeitsschwerpunkte: Stadtforschung, Tourismus und Regionalstruktur, Probleme des ländlichen Raumes. Regionale Forschungsgebiete: Lateinamerika, Spanien, Mitteleuropa, China.

KLAUS GÖBEL lehrt als Professor für Neuere Geschichte an der Universität Dortmund und ist Vorstandsmitglied der Kulturstiftung der rheinischen Sparkassen. Bis 1989 Vorsitzender des Kulturausschusses der Landschaftsversammlung Rheinland.

HANS HAUFÉ; Kunsthistoriker mit besonderem Interesse an Spanien und Lateinamerika (historischer Städtebau, Architekturgeschichte, Denkmalpflege). Studium in Leipzig, Heidelberg und Mexiko. Nach Promotion Mitarbeit im Mexiko-Projekt der DFG. 1981–1987 Hochschulassistent in Heidelberg. Seit 1989 Gastprofessur in Kolumbien und seit 1990 Privatdozent in Heidelberg.

Leserbriefe

Bedauerlicher Beitrag

Betr.: WERNER RIETDORF, Stadterhaltung und Stadterneuerung in der DDR, in: Die alte Stadt 17 (Heft 3/1990), S. 263–273.

Über den Beitrag von Werner Rietdorf in Ihrer so ausgezeichneten Zeitschrift »Die alte Stadt« habe ich mich sehr geärgert und halte diesen für unerträglich. Ihre Leser haben einen derartigen Beitrag nicht verdient.

Mit seiner Schrift »Stadterneuerung«, erschienen wenige Tage vor der Wende in der damaligen DDR, hat sich Rietdorf als Apologet der Stadtzerstörung mit den Mitteln eines Bauens auf der »Grundlage produktiver industrieller Bauweisen«, d. h. der Großplattenbauweise (»...bedeutet das klar und eindeutig, daß die industrielle Großplattenbauweise auch für die Zukunft die dominierende Bauweise in den innerstädtischen Gebieten bleiben wird«; vgl. Stadterneuerung, S. 16), ausgewiesen.

Die veränderte politische Situation hätte nun Anlaß sein können, derartige Positionen kritisch zu befragen. Davon finde ich in Rietdorfs Beitrag allerdings nichts. Hierzu zwei Hinweise:

1. Daß guten Beispielen der Stadtbildpflege »bedauerliche« andere der Vernachlässigung historischer Bausubstanz gegenüberstehen (siehe S. 265), klingt nicht nur verharmlosend angesichts des katastrophalen Zustands vieler Städte, sondern verniedlicht die skrupellose, die Verbindungen zur ungeliebten Geschichte systematisch zerstörenden Politik eines Regimes, dem die Bauakademie der DDR einschließlich deren Institut für Städtebau die theoretische Basis für die fehlgeleitete Planungspolitik offensichtlich nicht unwillig lieferte. Zu den führenden Köpfen dieser Institutionen ist Rietdorf zweifelsfrei zu zählen.

Natürlich bleibt auch Rietdorf nicht verborgen, daß die Stadt Halle im Kriege nicht zerstört wurde, was man kaum glauben mag, so verwüstet stellt sich die Stadt heute dar: Ruinen schaffen ohne Waffen. Ein ähnliches Schicksal traf die Unterstadt Halberstadts, dem letzten Rest der einstmaligen schönsten Fachwerkstadt Deutschlands. Diesen Zerstörungsprozessen, ihren Determinanten und Zusammenwirken nachzugehen, scheint Rietdorf nicht willens zu sein. Es handelt sich doch dabei nicht um hinzunehmende Naturereignisse: Das zentralistische Planungssystem ließ eigenständige kommunale Entscheidungen nicht zu. Alle Stränge städtebaulicher Entscheidungen führen immer wieder auf die Bauakademie, das Institut für Städtebau und deren Unterorganisationen hin. Wie es dazu kommen konnte, wäre interessant zu reflektieren. Stattdessen wird »gewendet« – und das im buchstäblichen Sinne: Steht die Zeichnung auf dem Titelblatt des Buches »Stadterneuerung« noch für vorbildliche Neubebauung im historischen Kontext, so verweist die Abbildung in dem hier beklagten Artikel durch deren Unterschrift eher auf das ebenfalls enthaltene Fachwerkhäus: eine semantische Finesse von erstaunlicher Unverfrorenheit.

2. Auch in einem anderen Punkt wirkt der Beitrag eher als Rechtfertigung nicht haltbarer Positionen, denn als kritische Reflexion: Das Nikolai-Viertel ist nicht »brillant«, sondern vielmehr Ausdruck eines verlogenen Geschichtsverständnisses ebenso wie sichtbares Zeichen unwältiger planerischer Aufgaben (erinnert sei nur an die brutalen architektonischen Details oder die tristen Hinterhöfe mit Andienungsrampen für die Läden). Die Menschen empfinden sicher das Nikolaiviertel als anregend, bestimmt aber nicht wegen der »brillanten« Lösung städtebaulicher Probleme, sondern weil sie aus noch triste-

ren, ärmlichen Stadtteilen kommen, wo zur Finanzierung der Prachtbauten, die bestehende Bausubstanz vernachlässigt wurde. Was ist eigentlich »Original-Mittelalter-Kolorit«? Einen solchen Ausdruck unreflektiert in die Diskussion einzubringen, heißt Architekten, Stadtplaner in die Nähe von Bühnenbildnern zu stellen. War das beabsichtigt? Wenn zur Hervorhebung der städtebaulichen Qualitäten noch zusätzlich auf das Ergebnis eines Wettbewerbes verwiesen wird, muß gestattet sein, daran zu erinnern, daß es sich sicherlich um ein bestelltes Ergebnis handelt, denn unerwünschte Ergebnisse wie die des Wettbewerbes Stadtmitte Leipzig 1988 verschwanden in der Versenkung.

Das alles ist bedauerlich, wenn auch nicht zu verwundern. Ob die von mir sehr geschätzte Zeitschrift »Die alte Stadt«, für die ich vor ein paar Jahren einen Artikel über Hornburg beizusteuern die Freude hatte, ihrem hohen Anspruch, zur Erhaltung der historischen Städte beizutragen, dadurch gerecht wird, Rietdorf als führendem Kopf des DDR-Städtebaus ein Podium für seine Erklärungskünste zu bieten, wage ich zu bezweifeln. Ich darf mir und Ihren anderen Lesern wünschen, solchen Beiträgen nicht wieder ausgeliefert zu werden. Für Ihre weitere Arbeit alles Gute!

Kiel

Dieter-J. Mehlhorn

Entgegnung

Betr. Rezension: HEIN HOEBINK, Mehr Raum – mehr Macht. Preußische Kommunalpolitik und Raumplanung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1900–1933 (Paul Nolte), in: Die alte Stadt 17 (Heft 2/1990), S. 227f.

Dem Rezensenten einer Neuerscheinung gebührt das Recht der freien Meinungsäußerung. Dies kann als selbstverständlich gelten; aber ebenso selbstverständlich dürfte sein, daß die in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlichte Beurteilung eines wissenschaftlichen Werkes nur

soweit Bestand haben kann, wie sie selbst wissenschaftlichen Maßstäben genügt.

Paul Nolte, ein noch sehr junger, angehender Historiker, der meine Habilitationsschrift »Mehr Raum – mehr Macht« kritisch zu besprechen vorgibt, hat die Regeln der Wissenschaft gegen Manipulation und Polemik vertauscht. Dazu sei nur das Folgende angezeigt:

1. Der Kritiker sollte wissen, daß derjenige, der die vom Verfasser eines Buches benutzten Aktenbestände nicht kennt, den Autor redlicherweise nicht auf »zwei Stadtarchive und ein halbes Dutzend Zeitungen« (S. 227) verweisen kann, schon gar nicht auf Argumentationslinien, die empirisch »äußerst schwer« (S. 228) nachzuweisen sein dürften, wie Nolte immerhin zugeht.

2. Nolte tut leider so, als hätte ich eigentlich nur die Materialien des preußischen Innenministeriums eingesehen – und dies deshalb, weil ich »überrascht von der Benutzungsgenehmigung für das Merseburger Archiv und überwältigt von der Fülle der dort lagernden Akten... anderes Material nur ergänzend hinzugezogen« (S. 227) hätte. Bei genauer Wiedergabe meines Buches (auf S. 17 wird eigens Bezug genommen) mußte der Rezensent von der Benutzung eines sehr viel umfangreicheren Quellenbestandes berichten, dessen funktionale Zuordnung an keiner Stelle mit der mir erteilten Benutzungsgenehmigung oder mit der Fülle des Materials in einen kausalen Zusammenhang gebracht wurde.

3. Falsch ist Noltés Unterstellung, das von mir benutzte Archivmaterial habe mich verleitet, an »fast keiner Stelle ... die hermetische Welt der Bürokratie« (S. 227) zu verlassen und nurmehr Gutachten, Denkschriften und Ministerialentscheidungen zu referieren (vgl. S. 227).

Eine solche Feststellung entbehrt der Grundlage; sie ist durch und durch manipulativ. Oder gehören etwa Preußischer Landtag und Preußischer Staatsrat, Provinziallandtage, Städte, Kreise, kommunale Spitzenverbände, Parteien, Vereine und Vereinigungen, Firmen, Bürger-Eingaben und Zeitungen schlicht in die Rubrik »Bürokratie«?

Wie kommt Nolte zu der Aussage, »die Meinungsbildung im Ruhrgebiet selbst, die Interes-

sen der verschiedenen sozialen Gruppen und politischen Parteien, die soziale Erfahrung von Städtewachstum auch« (S. 227) blieben »praktisch« (S. 227) unberücksichtigt? Von all dem ist in meinem Buch ausgiebig die Rede.

4. Dem unverkennbaren Sinne nach lastet Nolte mir unkritische Staatsbeflissenheit, Bürokratiehörigkeit und Blindheit gegenüber der Planungsideologie der Weimarer Republik (vgl. S. 227f.) an. Damit setzt sich der Rezensent wahrheitswidrig über die von mir beschriebenen Differenzierungen hinweg. Um Noltés Darstellungsweise an zwei Beispielen zu illustrieren, möchte ich zitieren. Nolte schreibt:

Die Eingemeindungen »konnten keineswegs, so Hoebink, von den betroffenen Gemeinden autonom, in einem demokratischen Basisprozeß geregelt werden, sondern »nur an der lenkenden Hand des Staates« (!) (S. 13). Werden Gegenargumente referiert, die kleinere Gemeinden für durchaus funktionsfähig, ja wegen der größeren Partizipationsschranken sogar als die Selbstverwaltungsidee besser erfüllend bezeichneten, werden sie als »das landrätliche Schimpfen« (S. 89) geradezu lächerlich gemacht« (S. 228).

Ich zitiere dagegen meine Ausführungen an den von Nolte angegebenen Stellen: »Die Gebietsreformen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet markierten freilich im Verhältnis von Stadt und Staat einen Sonderfall, handelte es sich bei ihnen doch ... um eine kommunal veranlaßte Staatsintervention. Die Städte und der Staat waren sich offenbar einig, daß Raumplanung, einer verschiedentlich schon vor dem Ersten Weltkrieg erhobenen Forderung entsprechend, nunmehr großflächig organisiert werden müsse. Der Weg von planerischen »Einzellösungen« über »Ringbildungen« in Teilregionen zur kommunalen Neugliederung eines ganzen Industriegebietes konnte aber nur an der lenkenden Hand des Staates beschritten werden« (S. 12f.). »Das landrätliche Schimpfen auf die Großstädte und ihre expansive Eingemeindungspolitik konnte deren funktionale Vorteile nicht verdecken. Was immer gegen Städte, ihre Kultur, Verwaltung, Wirtschaft oder Politik zu Recht oder zu Unrecht gesagt werden mochte, konnte nicht in Abrede stellen, daß sie durch flexible Wahrnehmung ihrer uni-

versalen Aufgaben große Leistungen erbracht hatten und erbrachten« (S. 89f.).

5. Die direkte Gegenüberstellung von Noltés und meinen Ausführungen zeigt die bedenkliche Rezensionstechnik von Nolte deutlich auf. Der so gewonnene Eindruck verfestigt sich noch, wenn man sich mit Noltés Ausführungen desweiteren auseinandersetzt und etwa überprüft, ob »ein Gesetzentwurf des preußischen Innenministers von 1927« (S. 228) tatsächlich nur »bekritelt« (S. 228), nicht aber »mit guten Argumenten kritisiert« (S. 228) wurde. Der Leser wird feststellen, daß dem Gesetzentwurf in meinem Buch die Seiten 150–161 gewidmet sind und daß ich auf Seite 151 (die Nolte anführt) lediglich von Krittelleien spreche, die der preußische Innenminister Grzesinski im Kabinett erfahren hat. Auf Seite 152 (!) heißt es dann: »Die bevorstehende Beratung des Neugliederungsgesetzes durch den preußischen Landtag gab vielen Kritikern Veranlassung, sich (noch einmal) zu Wort zu melden«. Die kritischen Bemerkungen werden dann auf den Seiten 152–160 abgehandelt. Konnte dies der Rezensent schlicht übersehen?

6. »Überlesen« hat Nolte offenbar auch, daß es zwischen Eingemeindungsverfahren und kommunaler Selbstverwaltung sehr wohl eine konstruktive Verbindung geben kann, die nicht so ohne weiteres als »entlarvende Paradoxie« (S. 228) zu kennzeichnen ist, die »Hoebink freilich nicht bemerkt« (S. 228) hat. Es bleibt das sachliche, von Nolte weder aufgegriffene noch widerlegte Argument des preußischen Finanzministers (und vieler anderer!) schlagkräftig, das auf der von Nolte eigens hervorgehobenen Seite 126f. meines Buches nachzulesen ist (warum Nolte zur Stützung seiner These zusätzlich auf Seite 216f. verweist, mag er nachträglich begründen): Der Finanzminister bestand »auf »durchgreifenden organisatorischen Maßnahmen in wirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Beziehung, da »eine endgültige Hilfe für die Gemeinden und Kreise des südlichen Randgebietes des Ruhrkohlenbezirks nicht in einer an und für sich schon unerwünschten staatlichen Dotierung des Notgebietes« gefunden werden könne. Sie hätte dem Prinzip der Selbstverwaltung grundlegend geschadet«.

7. Wenn Nolte die Möglichkeit einer positiven Verbindung zwischen Eingemeindungsplänen und kommunaler Selbstverwaltung (deren Art ohne Frage ein Politikum darstellt und über die sich deshalb gewiß auch streiten läßt) erkennt, so hat dies offenbar mit seiner Ausblendung wirtschaftlicher Gesichtspunkte zu tun. Nolte will ja die Eingemeindungen in erster Linie als Schritte zu einem sozialen Ausgleich sehen. Dem kann ich nicht folgen. Soziale Aspekte spielten bei der Durchführung von Eingemeindungen durchaus eine Rolle, aber sie haben jedenfalls seinerzeit die Eingemeindungen weder geprägt noch bestimmt. Wirtschaftliche Überlegungen waren maßgeblich. Interessanterweise schreibt Nolte selbst in seinem Aufsatz über »Eingemeindungen und kommunale Neugliederungen in Deutschland und den USA bis 1930« (in: Archiv für Kommunalwissenschaften 27 [1988], S. 14–42): »Die Orientierung der Politik an der Wirtschaft wurde immer mehr explizit zum Argument gemacht, so daß einige schon wieder warnten, wirtschaftliche Erwägungen dürften nicht *allein* maßgebend sein. Doch diese Überlegungen waren es, die das Bewußtsein der Zeitgenossen (Zwanziger/Dreißiger Jahre!, d. Verf.) dominierten« (S. 33).

8. Die Verfolgung wirtschaftlicher Zielsetzungen bei der kommunalen Neugliederung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet galt vielen Bürokraten und Politikern als Ausdruck den Bemühungen um das allgemeine Wohl. Dieser im

Grunde reichlich inhaltsleere Terminus ist bei unterschiedlicher Gelegenheit und zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich gefüllt worden. Allein deshalb kann aus seiner Verwendung in der Zeit der Weimarer Republik nicht schon geschlußfolgert werden, die »Ideologie des preußisch-deutschen sozialen Obrigkeitsstaates« (S. 228) finde seine Fortsetzung. Diese These bedarf, will man sie aufrecht erhalten, des eingehenden Beweises. Dabei ist zu berücksichtigen, daß sich die politischen Verhältnisse in Preußen vor und nach dem Ersten Weltkrieg in vielerlei Hinsicht gewandelt haben.

9. Der Prozeß der kommunalen Gebietsreform, der während der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ablief, ist dementsprechend durch Kontinuität *und* Diskontinuität gekennzeichnet. Noltens Behauptung, ich hätte »die Kontinuität zwischen der Eingemeindungspolitik vor und nach dem Ersten Weltkrieg« (S. 228) unterschätzt, muß ich aber zurückweisen. »Das Eingemeindungsverfahren«, so heißt es beispielsweise in meinem Buch auf Seite 46 ausdrücklich, »verlief nach dem Ersten Weltkrieg weitgehend in den Bahnen fort, die vor 1914 gelegt wurden«.

Es wäre zu wünschen, daß sich der interessierte Leser meines Buches ein fundierteres Urteil bildete, als es Nolte getan hat.

Düsseldorf

Hein Hoebink

Zur Besprechung eingegangene Bücher

Ahrens, Karl-Heinz, Residenz und Herrschaft. Studien zu Herrschaftsorganisation, Herrschaftspraxis und Residenzbildung der Markgrafen von Brandenburg im späten Mittelalter, Frankfurt: Peter Lang 1990, Karten, 371 S., DM 85,-.

Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte, Ausstellungskatalog (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs 10), Karlsruhe: Badenia 1990.

Bedal, Konrad (Hrsg.), Hausbau im 19. Jahrhundert (Jahrbuch für Hausforschung 38), Marburg: Jonas 1990, 286 Abb., 323 S., DM 58,-.

Behn, Olav / Friedrichs, Jürgen / Kirchberg, Volker, Die City von Wolfsburg (Campus Forschung 613), Frankfurt: Campus 1989, Tab., Abb., 222 S., DM 48,-.

Berner, Herbert (Hrsg.), Engen im Hegau. Mittelpunkt und Amtstadt der Herrschaft Hewen, Sigmaringen: Thorbecke 1990, Abb., 494 S., DM 58,-.

Borst, Otto, Fellbach. Eine schwäbische Stadtgeschichte, Stuttgart: Theiss 1990, Abb., 440 S., DM 59,-.

Bumiller, Casimir, Studien zur Sozialgeschichte der Grafschaft Zollern im Spätmittelalter (Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollern 14), Sigmaringen: Thorbecke 1990, 248 S., DM 48,-.

Deak, Ernő, Das Städtewesen der Länder der ungarischen Krone (1780–1918). II. Teil, Ausgewählte Materialien zum Städtewesen (Veröff. d. Kommission f. Wirtschafts-, Sozial- u. Stadtgeschichte 4), Wien: Österr. Akademie d. Wiss. 1989, 2 Bde., 1040 u. 404 S.

Findeisen, Peter, Geschichte der Denkmalpflege

in Sachsen-Anhalt, Berlin: Verlag für Bauwesen 1990, 411 Abb., 300 S., DM 80,70.

Fritz, Gerhard, Stadt und Kloster Murrhardt im Spätmittelalter und in der Reformationszeit (Forschungen aus Württembergisch Franken 34), Sigmaringen: Thorbecke 1990, Abb., 436 S., DM 48,-.

Gellinek, Christian, Stadtkultur und Kulturstadt Münster, Köln: Böhlau 1990, 184 S., DM 38,-.

Gerlach, Siegfried, Die deutsche Stadt des Absolutismus im Spiegel barocker Veduten und zeitgenössischer Pläne (Erdkundliches Wissen 101), Wiesbaden: Steiner 1990, 80 S., DM 38,-.

Geschichte der Stadt Bonn, Band 3: Bonn als kurkölnische Haupt- und Residenzstadt 1597 bis 1794, hrsg. v. *Dietrich Höroldt*, Abb., 693 S.; Band 4: Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt 1794–1814, hrsg. von *Dietrich Höroldt u. a.*, Abb., 896 S., beide Bände DM 180,-.

Ghaffar, S., Grundlagen und Gestaltprinzipien der traditionellen Städte Zentralirans, Stuttgart: Städtebauliches Institut der Universität Stuttgart 1990, 350 S.

Gleba, Gudrun, Die Gemeinde als integratives Ordnungsmodell. Zur sozialen und politischen Differenzierung des Gemeindebegriffs in den innerstädtischen Auseinandersetzungen des 14. und 15. Jahrhunderts (Dissertation zur mittelalterlichen Geschichte 7), Köln: Böhlau 1989, 277 S.

Goralczyk, Peter, Der Platz der Akademie in Berlin, VEB Verlag f. Bauwesen 1987, Abb., 207 S., DM 34,-.

Grafe, Peter / Hombach, Bodo / Müller, Gerd (Hrsg.), Mülheim an der Ruhr. ...aus einer ei-

genwilligen Stadt, Essen: Klartext 1990, 320 S., DM 24,80.

Gröning, Gerd / Herlyn, Ulfert (Hrsg.), Landschaftswahrnehmung und Landschaftserfahrung. Texte zu Konstitution und Rezeption von Natur als Landschaft (Arbeiten zur sozialwiss. orientierten Freiraumplanung 10), München: Minerva Publikation 1990, 174 S., DM 32,-.

Gröning, Gert / Wolschke-Bulmahn, Joachim, Von der Stadtgärtnerei zum Grünflächenamt. 100 Jahre kommunale Freiflächenverwaltung und Gartenkultur in Hannover (1890–1990), Berlin: Patzer 1990, Abb., 186 S., DM 78,-.

Heinz, Werner, Stadtentwicklung und Strukturwandel. Einschätzung kommunaler und außerkommunaler Entscheidungsträger (Schriften d. Deutschen Instituts f. Urbanistik 82), Stuttgart: W. Kohlhammer 1990, Abb., 317 S., DM 68,-.

Keim, Christiane, Städtebau in der Krise des Absolutismus. Die Stadtplanungsprogramme der Hessischen Residenzstädte Kassel, Darmstadt und Wiesbaden zwischen 1760 und 1840 (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte 7), 125 Abb., 175 S., DM 38,-.

Kunstdenkmäler von Oberfranken: Stadt Bamberg, Innere Inselstadt, von Tilmann Breuer und Reinhard Gutbier (Die Kunstdenkmäler von Bayern VII), München: Oldenburg 1990, 2 Bde., Kartenbeil., Abb., 1339 u. 474 S.

Lackner, Helmut / Stadler, Gerhard A., Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz, Linz: Archiv der Stadt 1990, 774 S.

Ladd, Brian, Urban Planning and Civic Order in Germany 1860–1914, London: Harvard University Press 1990, 326 S., \$ 44.95.

Landzettel, Wilhelm, Das Bild der Dörfer. Dorferneuerung in Niedersachsen, hrsg. v. Niedersächs. Minister f. Ernährung, Landwirtschaft u. Forsten, Hamm: 1989, Abb., 179 S., DM 15,60.

Lüth, Johann Peter (Hrsg.), Baukunst und Denkmalpflege – Das Schloß Saarbrücken. Gottfried Böhm gestaltet ein Bürgerschloß, Basel: Birkhäuser 1990, Abb., 160 S., DM 68,-.

Meier, Frank, Konstanzer Stadterweiterungen im Mittelalter. Grundstücksbezogene Untersuchungen zur Erschließungsgeschichte und Sozialtopographie einzelner Quartiere, Konstanz: Hartung-Gorre 1990, 386 S., DM 58,-.

Mielke, Friedrich, Treppen in Eichstätt (Scalalogie 3), Konstanz: Arbeitsstelle für Treppenforschung 1989, 302 S., DM 30,-.

Müller, Roland, Stuttgart zur Zeit des Nationalsozialismus, Stuttgart: Theiss 1988, Abb., 750 S., DM 79,-.

Nassal, Wendt, Das Freiburger Stadtrecht von 1520. Durchsetzung und Bewährung (Freiburger Rechtsgeschichtliche Abhandlungen 13), Berlin: Duncker & Humblot 1989, 408 S., DM 98,-.

Nolte, Paul, Staatsbildung als Gesellschaftsreform. Politische Reformen in Preußen und den süddeutschen Staaten 1800–1820 (Historische Studien 2), Frankfurt: Campus 1990, 278 S.

Offen, Claus-Hinrich, Schule in einer hanseatischen Bürgergesellschaft: Zur Sozialgeschichte des niederen Schulwesens in Lübeck (1800 bis 1866), Lübeck: Schmid-Römhild 1990, Tab., Abb., 486 S., DM 48,-.

Pelc, Ortwin (Bearb.), Gründliche Nachricht des St. Annen Armen- und Werck-Hauses in Lübeck 1735 (Kleine Hefte zur Stadtgeschichte 3), Lübeck: Stadtarchiv 1990, 172 S.

Reiling, Martina, Bevölkerung und Sozialtopographie Freiburgs i. Br. im 17. und 18. Jahrhundert (Veröff. aus dem Archiv der Stadt 24), Freiburg: Stadtarchiv 1989, 358 S.

Reutti, Fridolin, Die römische Villa (Wege der Forschung 182), Darmstadt: Wiss. Buchg. 1990, 440 S., DM 98,-.

Schauer, Hans-Hartmut, Das städtebauliche Denkmal Quedlinburg und seine Fachwerkbauten, Berlin: Verlag für Bauwesen 1990, Tab., 27 Zeichn., 262 Abb., 224 S., DM 80,70.

Scheffler, Jürgen (Hrsg.), Stadt in der Geschichte – Geschichte in der Stadt: 800 Jahre Lemgo. Dokumentation der stadtgeschichtlichen Ausstel-

lung, Bielefeld: Verlag f. Regionalgeschichte 1990, Abb., 130 S.

Schlottbauer, Inge, Ideologie und Organisation des politischen Antisemitismus in Frankfurt a. M. 1880–1914 (Studien zur Frankfurter Geschichte 28), Frankfurt: W. Kramer 1989, 327 S., DM 48,-.

Schmidtchen, Volker, Kriegswesen im späten Mittelalter. Technik, Taktik, Theorie, Weinheim: VCH Verlagsgesellschaft 1990, 81 Abb., 358 S., DM 170,-.

Schmittat, Karl-Oskar, Denkmalschutz und gemeindliche Selbstverwaltung dargestellt anhand der Rechtslage in Nordrhein-Westfalen (Schriften zum Öffentlichen Recht 545), Berlin: Duncker & Humblot 1988, 230 S., DM 89,-.

Slater, T. R., The Built Form of Western Cities, Leicester: University Press 1990, 445 S., £ 45,-.

Specker, Hans Eugen (Hrsg.), Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt. Zum 100. Jahrestag der Vollendung des Ulmer Münsters (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm; Reihe Dokumentationen 7), Ulm: Stadtarchiv 1990, 247 Abb., 660 S., DM 68,-.

Straub, Alfred, Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen 3), Bretten: Bürgermeisteramt 1990, 385 S.

Swoboda, Hannes (Hrsg.), Identität und Stadtgestaltung (Kulturstudien; Bibliothek für Kulturgeschichte 20), Köln: Böhlau 1990, Abb., 256 S., DM 54,-.

Systeme als Programm, Bd. 8 der Reihe »arcus – Architektur und Wissenschaft«, Köln: R. Müller 1989, Abb., 80 S., DM 30,-.

Van Doesburg, Theo, Über Europäische Architektur. Gesammelte Aufsätze aus »Het Bouwbedrijf« 1924–1931, aus dem Holländischen von Bernhard Kohlenbach, Basel: Birkhäuser 1990, Abb., 324 S., DM 118,-.

Wittenbrock, Rolf, Bauordnungen als Instrumente der Stadtplanung im Reichsland Elsaß-Lothringen 1870–1918. Aspekte der Urbanisierung im deutsch-französischen Grenzraum (Saarbrücker Hochschulschriften 11), St. Ingbert: W. J. Röhrig 1989, Abb., 336 S., DM 38,-.

Wohnen in Salzburg – Geschichte und Perspektiven, hrsg. v. Archiv der Stadt Salzburg (Schriftenreihe des Archivs der Stadt 1), Salzburg: Stadtarchiv 1990, Abb., 171 S.

Wolschke-Bulmahn, Joachim, Auf der Suche nach Arkadien (Arbeiten zur sozialwiss., orientierten Freiraumplanung 11), München: Minerva Publikation 1990, 265 S., DM 54,-.

Besprechungen

HANS-JÜRGEN JÜNGLING, *Reichsstädtische Herrschaft und bäuerlicher Protest. Der Konflikt zwischen der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd und ihrem Landgebiet 1775–1792* (Veröff. des Stadtarchivs Schwäbisch Gmünd 6), Schwäbisch Gmünd: Einhorn 1989, 128 S.

Bei dieser Schrift handelt es sich um eine durchaus publikationswürdige Magisterarbeit, die an der Universität Tübingen unter der wissenschaftlichen Betreuung von Volker Press angefertigt worden ist. Der Konflikt zwischen dem Magistrat der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd und seinen bäuerlichen Untertanen am Ende des Alten Reiches wird unter modernen historischen Fragestellungen untersucht. Es geht dem Verfasser zum einen um die Herausarbeitung der reichsrechtlichen und politischen Rahmenbedingungen, unter denen Untertanen Klagen gegen ihre Obrigkeit führten, zum anderen um die Ermittlung der Faktoren für die Entstehung einer Untertanenrepräsentation, einer »Landschaft« (S. 12). Aufgrund dieser allgemeinen Zielsetzung erhält die Schrift den Charakter einer Fallstudie. Der umfangreiche Anmerkungsapparat und das Literaturverzeichnis (sie umfassen allein 54 Seiten) dokumentieren die intensive Auseinandersetzung des Verfassers mit der einschlägigen Wissenschaft, die kritisch rezipiert wird. Neuland wird durch die Auswertung von Materialien aus verschiedenen Archiven, vor allem aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, dem Staatsarchiv Ludwigsburg und dem Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd, betreten. Abbildungen von Urkunden und historischen Karten sowie eine kartographische Rekonstruktion der Herrschaftsverhältnisse im Schwäbisch Gmünder Landgebiet veranschaulichen den konzipierten Text.

Der Text ist in drei Kapitel gegliedert. Das erste handelt vom »Herrschaftssystem und seinen Strukturelementen«. Der Magistrat Schwäbisch Gmünds bemühte sich seit Ende des 17. Jahrhunderts um eine rechtliche Absicherung seiner Macht und stützte sich dabei auf kaiserliche Dekrete und Rezesse zum bäuerlichen Besitzrecht. Auf Schwierigkeiten stieß dieses Bemühen vor allem in Kondominaten, in Ortschaften mit geteiltem Hoheitsrecht. Hier zentrierte sich der bäuerliche Protest gegen Amtsmissbrauch, Korruption und Käuflichkeit. Das zweite Kapitel stellt Ursachen, Verlauf und Folgen des Konflikts zwischen dem Magistrat und den bäuerlichen Untertanen dar. Die beiden kreisausschreibenden Fürsten des Schwäbischen Kreises, der Fürstbischof von Konstanz und der Herzog von Württemberg, bildeten im Auftrag des Wiener Reichshofrates eine Untersuchungskommission zur Beilegung des Streites. Unter dem Druck des ausbrechenden Revolutionskrieges wurde ein die protestierenden Untertanen nicht befriedigender Vergleich geschlossen. Ausschlaggebend war das Interesse des Reichshofrates an der Sanierung der reichsstädtischen Finanzen. Das letzte Kapitel widmet sich den Ansätzen zur Ausbildung einer »Landschaft« im Herrschaftsgebiet von Schwäbisch Gmünd. Die Steuerfrage, die im frühneuzeitlichen Ständestaat allenthalben eine wichtige Rolle spielte, war das treibende Moment. Einen institutionellen Ausgangspunkt hätte das »Prozeßsyndikat« gebildet, das im Verlaufe des Konfliktes geschaffen worden war. Für die weitere Entwicklung zu einem wirksamen Repräsentationsorgan wäre eine exogene Unterstützung erforderlich gewesen. Die Französische Revolution brach auch diese Entwicklung ab.

Die Schrift verbindet in einer gelungenen Weise Regional- und Allgemeinforchung. Wie

viele Werke zum Ancien Régime ist ihre Lesbarkeit über den engen Kreis von Fachkollegen hinaus dadurch eingeschränkt, daß sie zeitgenössische Termine weder im Text noch in einem Glossar eigens erläutert.

Münster

Peter Burg

Die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst nach der Steuererhebung von 1744, Teil 1: Berufliche Gliederung und Veranlagung der Steuerpflichtigen, Teil 2: Namenslisten der Steuerpflichtigen, bearb. von M. FOLKENS, K. GREVE, TH. MACK, TH. ZIELKE, hrsg. von KERSTEN KRÜGER (Veröff. der Niedersächs. Archivverwaltung; Inventare u. kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg, Hefte 31/32), Oldenburg: Holzberg 1988, 344 u. 370 S., DM 48,—.

Die vorliegenden Veröffentlichungen sind aus einem Projekt »Steuer 1744« hervorgegangen, das unter der Leitung des Herausgebers 1987/88 an der Universität Oldenburg durchgeführt und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde. Grundlage und Ausgangspunkt ist die 1744 in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst durchgeführte Erhebung einer »Vermögens-, Nahrungs-, Kopf-, Carossen- und Pferdesteuer«, die der Landesherr, der dänische König Christian VI., im vorangegangenen Jahr angeordnet hatte. Aufgrund dieser Verordnung wurden mit Ausnahme der Bauern alle Steuerpflichtigen und -zahlungen des Jahres 1744 erfaßt. Die flächendeckende Erhebung ermöglicht die Rekonstruktion der sozioökonomischen Struktur der beiden Grafschaften. Herausgeber und Bearbeiter ordnen ihre systematische Aufbereitung der bei der Erhebung angefallenen Daten der »Historischen Finanzsoziologie« zu. Neben der wissenschaftstheoretischen Zuordnung enthält die Einleitung Informationen über die Quellengrundlage sowie die Datenerfassung und -verarbeitung mit Hilfe von Computern.

In Teil 1 werden nach einem festen Schema berufliche Gliederung und Veranlagung der Steuerpflichtigen graphisch und statistisch dargestellt. Die Vogteien (mit den zugehörigen Ortschaften) folgen in alphabetischer Reihenfolge aufeinander. Zu jeder Vogtei und zu jedem Ort werden die Anzahl der vertretenen Erst- und Zweitberufe sowie die Staffe lung und Beträge der Kopf- und Nahrungssteuerleistung aufgelistet. Auffallend ist, wie zahlreich die Fälle sind, in denen keine Berufsangabe vorhanden ist. Diese Dunkelziffern (vermutlich handelt es sich um Angehörige der bäuerlichen Schichten) erschweren eine gesicherte Rekonstruktion der Berufsstruktur. Eine Gesamtauswertung der zusammengestellten Daten haben die Bearbeiter nicht vorgenommen. Sie bleibt der orts- und landesgeschichtlichen Forschung überlassen, die auf jeden Fall eine instruktive Materialsammlung zur Verfügung gestellt bekommt.

Teil 2 enthält die Namenslisten der Steuerpflichtigen. Um die von der Sondersteuer 1744 nicht erfaßten bäuerlichen Schichten mit aufzunehmen, werden zusätzliche Quellen ausgewertet: Erdbücher und Erdbuchextrakte, die die Namen der Eigentümer von Grund und Boden angeben, sowie Schutzgeldregister, die für Pächter angelegt wurden. Die Namen der Haushaltsvorstände sind nach Vogteien und Orten jeweils alphabetisch geordnet und, soweit möglich, mit Berufsangaben versehen, im Anschluß daran durch einen Namens- und Ortsindex erschlossen. Leider fehlen individuelle Hinweise über Steuerleistungen oder Vermögenslage. Für finanzsoziologische Analysen hätten solche Anlagen ein reiches Untersuchungsfeld geboten. So aber bleiben, trotz der Fülle der aufgenommenen Daten und der soliden und übersichtlichen Darbietungsmethode, die Einkommens- und Vermögensverhältnisse der einzelnen Berufsschichten unbekannt.

Münster

Peter Burg

BIETIGHEIM 789–1989. *Beiträge zur Geschichte von Siedlung, Dorf und Stadt*, hrsg. von der Stadt Bietigheim-Bissingen 1989, 373 Abb., 816 S., DM 69,–.

1989 war für Bietigheim-Bissingen ein besonderes Jahr. Zum einen präsentierte man sich als würdiger Gastgeber der Landesgartenschau, zum anderen konnte man ein stolzes Jubiläum feiern: 1200 Jahre Bietigheim. Dies war Grund genug für das Archiv der Stadt, eine umfassende Stadtgeschichte herauszubringen, welche damit die Nachfolge der 1956 erstmals erschienenen Stadtgeschichte Hermann Roemers »Geschichte der Stadt Bietigheim« antritt, deren 2. Auflage bereits seit 1981 vergriffen ist. Die Gründe für eine Neubearbeitung erläutert Stadtarchivar Stefan Benning im Vorwort: »Und jede Generation stellt neue, andere Fragen an die Vergangenheit, muß sich die eigene Geschichte neu erarbeiten. Deshalb ist es nicht nur legitim, sondern sinnvoll und notwendig..., den Versuch einer Neubetrachtung zu unternehmen.«

In chronologischer Grundgliederung betrachten die einzelnen Beiträge aber nur Ausschnitte der jeweiligen Epoche. Diese jedoch, so wird vorgegeben, sollen für die betreffende Zeit und die Entwicklung Bietigheims von besonderer Bedeutung gewesen sein. Trotz dieser etwas bescheidenen Zielsetzung ist ein Werk entstanden, das durch Aufmachung und Umfang zu beeindruckenden weiß. Inhaltlich gliedert sich das Buch in sieben Hauptkapitel mit sieben Autoren. Der zeitliche Bogen findet seinen Anfang in der Vor- und Frühgeschichte. Sehr ausführlich wird eine Epochen-gliederung vorgenommen, wobei Funde aus der Gemarkung Bietigheim natürlich im Vordergrund stehen. Die eigentliche Geschichte Bietigheims, gestützt auf schriftliche Quellen, beginnt mit Kapitel 2: Bietigheim im Mittelalter. Von der ersten Nennung 789 in einer Schenkungsurkunde bis hin zur Amtsverfassung 1506 wird der Aufstieg Bietigheims dargestellt, wobei die Stadterhebung 1364 den zentralen Punkt markiert.

Kapitel 3 führt den Leser vorwiegend durch das 16. Jh. bis hin zum Ausbruch des 30jährigen Krieges. Die Geschichte Bietigheims wird hier in den größeren Zusammenhang württembergi-

scher Geschichte gestellt. Dadurch gewinnt die Darstellung an Anschaulichkeit. Gleiches gilt für den abrißartigen Überblick über geistige Strömungen dieser Zeit, insbesondere der Reformation. Lediglich der Abschnitt über die kirchlichen Verhältnisse läßt etwas an Prägnanz vermissen, da zu stark auf die Kirchenbauten in Bietigheim eingegangen wird. Kapitel 4 befaßt sich mit dem 30jährigen Krieg und seinen Auswirkungen auf Bietigheim bis zum Ende des 17. Jh. sowie mit dem 18. Jh. Anschaulich wird hier der Werdegang Bietigheims geschildert, das erst unter der Last des Krieges, später unter dem Absolutismus zu leiden hatte. Das nächste Kapitel gilt dem 19. Jahrhundert mit Politik und Wirtschaft als Hauptschwerpunkten. Wie in den vorangegangenen Kapiteln findet eine gute Einbindung in den historischen Gesamtzusammenhang statt.

Die restlichen beiden Kapitel sind dem 20. Jh. gewidmet. Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Besatzungszeit werden vorgestellt. Eine Aufarbeitung des Ersten Weltkriegs fehlt allerdings völlig, ebenso scheinen mir die Abschnitte über Weimarer Republik und Nationalsozialismus mit einem Umfang von 20 bzw. 40 Seiten ein wenig kurz geraten. Den Abschluß des Buches bildet die Zeit von der Währungsreform hin zum Zusammenschluß mit Bissingen 1975. Hier ist nun wieder Bietigheim alleiniges Thema, Kommunalpolitik mit seinen Problemen und Problemchen von 1948 bis 1975.

In einer Zeit zunehmenden Interesses an Stadtentwicklung und Stadtgeschichte ist es der Stadt Bietigheim-Bissingen gelungen, mit Erfolg diesem Trend zu entsprechen. Denn auch der historisch interessierte Laie nimmt in immer größerem Maße Anteil an der Disziplin »Stadtgeschichte«. Vor diesem Hintergrund mußte das Buch auch zwei Anforderungen genügen: der Wissenschaftlichkeit und der Lesbarkeit des Werkes. Beides ist gelungen. Wissenschaftlichen Ansprüchen genügt das Buch allemal, die Nachprüfbarkeit wird durch zahlreiche Anmerkungen und Quellenangaben gewährleistet. Stilistisch ist es durch die Vielzahl der Autoren natürlich Schwankungen ausgesetzt, die aber auch, so sieht es der Klappentext, »ein hohes Maß an Abwechslung« garantieren. Das Buch liest sich flüs-

sig, einzig im zweiten Kapitel konnte ich eine gewisse Detailverliebtheit bei der Beschreibung der Fundorte feststellen, die ein wenig übertrieben scheint. Ein Leser also, der sich nicht nur auf den neuesten wissenschaftlichen Stand in Sachen Bietigheimer Stadtgeschichte bringen will, sondern auch einfach ein bißchen schmökern möchte, ist mit diesem Buch sehr gut bedient.

Schwieberdingen

Tilo Schönhard

WAIBLINGEN IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART, hrsg. v. Heimatverein Waiblingen e.V., Bd. X: *Waiblingen 1989*, 238 S., DM 19,80, Bd. XI: *Waiblingen 1990*, Abb., 264 S., DM 26,80.

Die Schriftenreihe »Waiblingen in Vergangenheit und Gegenwart« enthält neben Vereinsnachrichten im weitesten Sinne hauptsächlich Aufsätze zur Geschichte der Stadt. Band X weicht von diesem Prinzip etwas ab, es dominiert der Aufsatz des ehem. Stadtarchivars W. Glässner »Vom Kirchenkonvent zum evangelischen Gemeinderat Waiblingen«. Auch der Untertitel »Die organisatorische Entwicklung der Kirchengemeinde Waiblingen im Königreich Württemberg 1806–1918« macht deutlich, daß es sich hier um einen Beitrag handelt, der auch Probleme der Landesverfassung Württembergs berührt und ihre Umsetzung in die Praxis aufzeigen will. Verflechtungen von Staat und Kirche werden deutlich, die in der organisatorischen Unterordnung der Kirche unter den Staat – Herzöge und Könige übten bis zum Ende der Monarchie 1918 die Funktion des evangelischen Landesbischofs aus – wurzelten. Daß einzelne Kirchenmitglieder die Gefahr dieser »Staatskirche« erkannt hatten, zeigt Glässner am Beispiel des Beinstener Pfarrers Karl Wolff (1803–1869) aus dem Dekanatsbezirk Waiblingen, dessen kirchenrechtliche Abhandlungen diese Staatsorganisation für die Verweltlichung der Kirche verantwortlich machte, denn »das kirchliche Leben wurde von oben herab mehr und mehr unchristlich«. Die Calwer Kirchengeschichte von 1893

würdigte Wolffs Engagement für die Trennung von Staat und Kirche. Hier zeigt der Autor, welche Geisteshaltung sich hinter den Organisationsformen versteckte und welche negativen Auswirkungen die Vermischung von Staat und Kirche für beide hatten. Ein Problem, das seit dem Religionsedikt Kaiser Gratians von 380, mit dem die Staatskirche geschaffen wurde und über Investiturstreit und die Zeit des landesherrlichen Kirchenregiments bis 1918 ging und das bis heute noch nicht gelöst wurde, wie Artikel 40 des Grundgesetzes zeigt. Glässner hat die schrittweise Entwicklung der Befreiung der Evangelischen Landeskirche vom staatlichen Joch klar herausgearbeitet, wenn er auch den 1924 erreichten Zustand irrtümlich als »die endgültige Trennung von Staat und Kirche« ansieht.

Auch die Tätigkeit der evangelischen Christen – das praktische Christentum – kommt in diesem Aufsatz nicht zu kurz. Vereine unter kirchlicher Obhut pflegen Kranke und versorgen auch deren Angehörige, bauen Kindergärten und kümmern sich um Arme. Geschickt wird durch auszugsweise Aufnahme der vom Dekan in regelmäßigen Abständen zu erstattenden Pfarrberichte das Gemeindeleben dargestellt und ein Einblick in die herrschenden Sitten und den Rückgang der Kirchenbesucher gegeben.

Wiederholungen durch die Verbindung von chronologischer und systematischer Darstellung erschweren gelegentlich das Verständnis, wenn auch der Verfasser den sehr umfangreichen Stoff mit stadthistorischen Hintergrundinformationen einsichtig macht. Die »Chronik zum kirchlichen Leben in der Stadt Waiblingen«, die in der Kurzform einer Zeittafel gestaltet ist, schließt den Aufsatz ab, macht ihn übersichtlich und erleichtert die wissenschaftliche Nutzbarkeit. Abbildungen illustrieren und belegen die rechtlichen und statistischen Angaben.

Band XI beginnt mit einer Laudatio für den langjährigen Vereinsvorsitzenden Helmut Wild anlässlich seiner Ernennung zum Ehrenvorsitzenden. Die Beiträge werden eröffnet mit einem Aufsatz von Gerhard Fritz, der die Stadtgeschichte Waiblingens im 12. und 13. Jahrhundert auf dem Hintergrund der Machtverhältnisse dieses Raums untersucht. Sehr geschickt führt er

den Leser in das Spannungsfeld dieser vorterritorien Zeit ein, indem er die einzelnen Machtpositionen der Grafen von Württemberg, der Pfalzgrafen von Tübingen, der Grafen von Wolsölden, der Herzöge von Teck, der Herren von Neuffen, der Grafen von Löwenstein-Calw und der Markgrafen von Baden aufzeigt. Dabei macht der Autor auch die Machtfülle der Staufer deutlich, die auf Reichsgut, Hausbesitz und ihre Anhänger begründet wurde. Auch das Problem der »Städtegründungen« wird angesprochen und deutlich gemacht, daß viele Markttore mit vorstädtischem Charakter von Friedrich II. zu nominellen Städten erhoben wurden. Fritz sieht eine Parallelität – keine Gleichzeitigkeit – in dem Vorgang der Burgenentstehungsperioden und denen der Städte, die ja im Mittelalter Großburgen waren, wie in vielen Stadtnamen heute noch erkennbar ist. Für Waiblingen bedeutet dies, daß man die formelle Stadterhebung zwischen 1220 und 1230 ansetzen muß. Auch mit dem Quellenmaterial, das der Autor sorgfältig studiert hat, wird die Stadtwerdung Waiblingens anschaulich untermauert.

Dem Schicksal der Fresken im allgemeinen und in der Martinskirche von Neustadt im besonderen widmet sich der Beitrag von Gustav Zmala. Hier wird die Komplexität der Geschichtswissenschaft deutlich, einmal die Verflechtung von Profan- und Kirchengeschichte und zum andern das Verständnis von Bildern, die einmal als *biblio pauperorum* – also als pädagogisches Mittel der christlichen Verkündigung dienten – und zu anderen Zeiten als Götzen verstanden wurden. Gegner der Fresken wurden in der Reformationszeit die Zwinglianer und die Wiedertäufer. Im Herzogtum Württemberg sollten nur die Bilder abgeschafft werden, die man anbetet. Trotzdem setzte sich Ambrosius Blarer letztlich durch, der gegen alle Bilder war, weil sie von der Predigt ablenken. Der Autor beschreibt das Problem des »Bilderstreits« seit dem fränkischen Reich und die Motive ihrer Übermalung, geht aber leider zu wenig auf die geistige Problematik, die hinter der »handwerklichen« Arbeit steht, ein und läßt den Bezug zur heutigen Martinskirche, die einst eine Marienkirche war, zu kurz kommen.

Die folgenden Aufsätze von Joachim Peterke »Der vergessene Vogt«, der das tragische Schicksal des Vogts Lienhart Schlafer schildert, der Waiblingen 1548 kampflos den kaiserlichen Spaniern überließ und von Werner Haupt, der die Geschichte des Bades von Neustadt erzählt, beruhen auf eingehendem Quellenstudium. Die lebensnahen Schilderungen versetzen den Leser in den Geist vergangener Zeiten zurück.

Wie der Städtebau und städtisches Leben durch das Handwerk vom Ende des Mittelalters bis ins 20. Jahrhundert bestimmt wurde, wird von Helmut Herbst am Beispiel der Rot- und der Weißgerber gezeigt. Das zur Verarbeitung notwendige Wasser und der bei der Fabrikation entstehende penetrante Geruch waren die Gründe, warum die Gerber am Rande der Stadt angesiedelt wurden. Auch die notwendigen Trockenböden bestimmten die Bauweise der Häuser und damit auch das Stadtbild.

Der neuromanischen oktagonen Friedhofshalle zum Gedächtnis von Ferdinand Küderli, ist ein Aufsatz von Erich Scheible gewidmet. Diese bau- und kunstgeschichtliche Betrachtung gibt die künstlerischen Zeitströmungen wieder. Baugeschichtlich wird der Hinweis auf die Bedeutung des Oktogons vermisst, das – man erinnere sich an die deutsche Kaiserkrone – sicher als Hinweis auf den Sieg über den Tod, als Krone des Lebens, zu verstehen ist, zumal die Stifterfamilie Küderli ihre Wurzeln im christlichen Glauben hatte.

In einem weiteren Aufsatz hat Wilhelm Gläser in mühevoller Arbeit die Baugeschichte der Stadtbefestigung und ihren Funktionswandel erforscht. Eine Arbeit, an der Aufgabe und Arbeitsmethode eines Stadtarchivars deutlich gemacht werden kann. Schließlich verdeutlicht der Beitrag von Heinz Kraus und Theo Simon über die Geologie im Stadtbereich, daß geographische und geologische Fakten maßgeblich für das Entstehen, die Gestalt und die Entwicklung einer Siedlung und damit geschichtsbestimmend sind. Diesen Gesichtspunkt sollten auch die Stadtplaner nicht aus dem Auge lassen.

Mit einem Wort, die vorgestellten Bände dieser Reihe bieten in ihrer Sammlung einen gelungenen Beitrag zur Lokalgeschichte, der auch

Ausstrahlungen auf die Landesgeschichte sichtbar macht. Lokalen Geschichtsvereinen kann diese Schriftenreihe als Vorbild empfohlen werden.

Waiblingen

Heinrich Beitter

ERIKA BRÖDNER, *Wohnen in der Antike, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1989, 149 Abb., 341 S., DM 69,- (Mithl. DM 57,-).*

Der Titel des hier vorzustellenden Buches der Architektin und Bauforscherin Erika Brödner ist insofern nicht ganz präzise, als nicht die gesamte Antike im Mittelpunkt der Darstellung steht, sondern vor allem das Römische Reich der Kaiserzeit. Diese Beschränkung ist aber durchaus legitim und sinnvoll, da die Fülle des hier zur Verfügung stehenden Materials einen ebenso instruktiven wie repräsentativen Einblick in die stadt- und provinzialrömische Wohnkultur erlaubt, mithin ein wichtiger Teil des Gesamtkomplexes »Wohnen in der Antike« abgedeckt wird.

Die Verf. hat ihr Buch mit einer übersichtlichen Gliederung und einer klaren Systematik versehen. Auf eine kurze Einleitung (deren Zusammenhang mit dem Thema freilich schwer zu erkennen ist) folgt ein in fünf Abschnitte unterteiltes Kapitel »Mensch und Wohnung« (7–124). Die Absicht dieses Kapitels ist es, einen allgemeinen Überblick über Formen und Ausgestaltungen des Wohnens in der römischen Antike zu geben. Zunächst werden die politischen und sozialen Rahmenbedingungen im Imperium Romanum skizziert. Im Zusammenhang mit einer knappen Reflexion über die vielfältigen Funktionen einer Wohnung (24f.) stellt die Verf. jene Räumlichkeiten im römischen Haus vor, die den Elementarbedürfnissen wie Schlafen und Essen dienten. Ausführliche Behandlung finden die beiden für Rom und Italien charakteristischen Haustypen in der Stadt: zum einen die als Atrium- oder Peristylhaus konzipierte »domus«, d.h. die Wohnung des Angehörigen der Oberschicht, zum anderen das mehrgeschossige

Mietshaus der städtischen Unterschichten, die sog. »insula«. Dieser Bautyp fand in den großen Städten in dem Maße Verbreitung, wie die Einwohnerzahl anstieg und Wohnraum knapp wurde. Auf dem Lande war die Villa der prägende Haustyp, deren verschiedene Ausformungen als primär agrarische Produktionsstätte (villa rustica) bzw. herrschaftlicher Landsitz (villa suburbana) von der Verf. deutlich aufgezeigt werden. Ausführlich geht die Verf. auf die Innenausstattung römischer Wohnungen ein (Fußböden, Stuckdekorationen, Wandmalerei, Möbel etc.), wobei es sich hier selbstverständlich um das Interieur der Häuser von reichen Bevölkerungsgruppen handelt. – Der zweite Hauptteil des Buches (»Beispiele vom Wohnen«, 125–257) bietet eine Auswahl spezieller Beispiele von römischer Wohnarchitektur aus dem gesamten Bereich des Imperium Romanum. Berücksichtigung finden hier aufgrund ihres Erhaltungszustandes »klassisch« gewordene Städte wie Pompeji, Herculaneum, Ostia, Ephesos und Rom (125–199). Eher cursorisch fällt eine Skizze des Wohnens in außeritalienischen Bereichen aus (199–214). Der dritte Abschnitt dieses Kapitels bringt in gestraffter Form herausragende Beispiele von Villenarchitektur in Italien und in den Provinzen, und es folgt eine ebenfalls knapp gehaltene Darstellung des »Wohnens auf Reisen« (246–256). – Mit dem Kapitel »Rückblende« verläßt die Verf. die römische Zeit und tritt einen chronologisch geordneten Streifzug an durch die menschliche Wohnkultur in Orient und Okzident von der Vorgeschichte bis zum Hellenismus (257–310). Neben bekannten Städten wie Uruk, Ägypten, Kreta, Mykene oder der Hethitermetropole Hattuscha (Boghazköy) widmet die Verf. ihr Augenmerk hier auch solchen, die, weil z. T. erst in jüngerer Zeit entdeckt, bisher noch nicht ins Blickfeld einer breiteren Öffentlichkeit getreten sind (z. B. Habuba Kabira am Euphrat, Ebla in Syrien). Besonders hervorgehoben wird in diesem Kontext die antike Wohnkultur in China, die sich, trotz mancherlei gegenseitiger Berührungen, weitgehend unabhängig von der hellenistisch-römischen Kultur entwickelte (310–320). – Abgerundet wird das Buch durch ein Schlußwort, ein Literaturverzeichnis und ein Register.

Jedes Buch sollte an dem gemessen werden, was es zu leisten beabsichtigt. Das vorliegende Werk »ist für eine breite Schicht interessierter Leser bestimmt, vor allem für die Besucher der Länder, die einstmalen Provinzen des Römischen Reiches waren« (IX). Insofern wäre der mögliche Vorwurf fehlender kritischer Durchleuchtung des vorgelegten Materials gewiß unangebracht, auch wenn man (um nur ein Beispiel zu nennen) gern wissen würde, inwieweit sich das provinzialrömische Wohnen an einheimischen bzw. an importierten römischen Traditionen orientierte (Ansätze dazu S. 202 in bezug auf Gallien). Doch nicht an differenzierter Analyse und Interpretation ist der Verf. gelegen, sondern an einer komplexen Präsentation dessen, was über die antike Wohnkultur heute bekannt ist. Und sie bewältigt dieses schwierige Unterfangen durch Sachkompetenz insbesondere auf dem Gebiet der Archäologie und der Bauforschung sowie durch ihre Fähigkeit, komplizierte Sachverhalte verständlich darzustellen, ohne der Gefahr der Vereinfachung zu erliegen. Zur Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Buches trägt der Umstand bei, daß die Verf. immer wieder längere Passagen aus antiken Texten zitiert, die auf das Thema »Wohnen« im weitesten Sinne Bezug nehmen (u. a. Vitruv, Cicero, Seneca, Martial, Juvenal, Sueton, Plinius d. Ä.). Es paßt zum Stil des Buches, daß diese Quellen nicht interpretiert werden, sondern vor allem illustrative Funktion haben. Die Zusammenstellung der Texte zeigt aber in aller Deutlichkeit, in welchem Maße Wohnkultur immer auch Spiegelbild sozialer Verhältnisse ist. In dieser Hinsicht bietet das vorliegende Buch dem Leser über das engere Thema hinaus einen umfassenden Einblick in antike Mentalität und Zivilisation. An Plastizität gewinnt die Darstellung durch die reichhaltige Ausstattung mit Abbildungen (Photos, Planskizzen etc.). Mit Blick auf den intendierten Adressatenkreis des Buches wäre es vielleicht von Vorteil gewesen, eine Karte mit dem Verzeichnis der zahlreichen beschriebenen Orte und Städte beizufügen.

Insgesamt gesehen hat die Verf. eine wertvolle Gesamtschau vorgelegt, von der man nur hoffen kann, daß sie den gesuchten Le-

serkreis in möglichst großem Umfang finden wird.

Stuttgart

Holger Sonnabend

RICHARD KRAUTHEIMER, *Rom. Schicksal einer Stadt 312–1308 (deutsch von T. Kienlechner u. U. Hoffmann), München: C. H. Beck 1987, 260 Abb., 424 S.*

Der Kunsthistoriker R. K., der sich durch sein Handbuch zur frühchristlichen Architektur und das Corpus der Kirchen Roms als einer der führenden Fachleute auch gerade der Architekturgeschichte Roms ausgewiesen hat, unternimmt es im hohen Alter (*1897 in Fürth), die Geschichte der Stadt aus dem Quellenmaterial ihrer Bauten und Häuser zu schreiben. Aber Rom hat doch sein Gesicht von der Barockzeit. (Einem Bauherrn dieser Zeit, Alexander VII., ist K. in einem Folgeband nachgegangen; R. K.: *The Rome of Alexander VII. 1655–1667*. Princeton 1985). Gibt es zwischen Konstantin dem Großen und dem Exil der Päpste in Avignon eine Geschichte der Stadt oder stand sie nicht immer im Windschatten der »Weltpolitik«, die vom Vatikan aus gemacht wurde? In einer sehr sorgfältigen Auswertung des oft spröden Quellenmaterials gelingt K. ein außerordentlich vielfältiges und konturenreiches Bild. Mit Hilfe der zahlreichen (260) Bilder er»fährt« der Leser-Reisende die Stadt. Neben den Veduten seit der Renaissance sind besonders Photographien des 19. Jhs. verwendet. Die Bilder sind direkt in den Text gesetzt, so daß man die Beschreibung unmittelbar vergleichen kann; das ist mehr wert als die an einigen Stellen fehlende Farbe (Abb. 116; 139–147).

Seltene Umbruchschwierigkeiten: Abb. 40 sollte gegenüber 41 stehen: Abb. 229 und 227 auf die je andere Textseite usw. Der einzige Druckfehler, der mir in einem Buch voller diakritischer Unterscheidungen und italienischer oder lateinischer Fachausdrücke und Namen auffiel, ist der Umbruchfehler S. 366: Die oberen zwei Zeilen gehören noch zu Anm. 27.

Nicht so sehr die »Arbeit der Bulldozer«, die Konstantin für St. Peter, für St. Johannes im Lateran auffahren ließ, später St. Paul vor den Toren, machten Rom zu einer christlichen Stadt. Umgekehrt ist die Gründung des »Neuen Roms« am Bosphorus nicht das Ende der Stadt. Erst die Romanisierung des Christentums macht Rom christlich. (Dieser Prozeß macht dann das »Heidentum« überflüssig; vgl. *H. Cancik*, Nutzen, Schmuck und Aberglaube. Ende und Wandlungen der römischen Religion im 4. und 5. Jh., in: *H. Zinser* [Hrsg.]; *Der Untergang von Religionen*, Berlin 1986, 65–90; R. K. hat den Begriff »Heidentum« nicht immer passend verwendet, vgl. bes. S. 235). Der »Schaubezirk der Hauptstadt«, rund ums Forum, bleibt lange ohne christlichen Bau, der Kranz der christlichen Kirchen liegt an der Stadtmauer. K.s Vermutung, daß hier Grundstücke des Kaisers gelegen hätten, reicht aber wohl nicht, da die Randlage der christlichen Heiligtümer typisch für das frühe Christentum bleibt. Erst zur Zeit Gregors des Großen wird die »Heidnische Mitte« mit christlichen Gebäuden vereinnahmt, obwohl die dazu gehörigen Gemeinden weit entfernt davon wohnten.

Erst 609, d. h. 80 Jahre nach dem Verbot des »Heidentums« wird der erste Tempel in eine Kirche umgewandelt, der nächste dann erst knapp 300 Jahre später. In der Subantike wird Rom zum Pilgerziel. Zwar kommt der Boom der Reliquien erst um 800: Wagenladungen von Gebeinen werden als Reliquien von den Friedhöfen in die Stadt gefahren (S. 129 f.). Aber den besonders in Rom verwendeten Typ der Ringkrypta erklärt K. als Lenkung der Pilgermassen um die Reliquie herum (100 f.). Interessant auch, wie für Gregor die Gespenster – mit dem Abnehmen der staatlichen Gewalt – die polizeilichen Aufgaben erfüllen müssen (94). Ein neuer Akzent ist dann der Nachweis aus der Bautätigkeit, daß Rom schon zur Zeit Karls des Großen wieder aufblüht, und nicht erst durch das erstarkte Papsttum im 11. Jh. Überhaupt zeigt sich ein erstaunliches Selbstbewußtsein und Unabhängigkeit der Römer vom Papst. Die Befestigung des Papstpalastes am Lateran – übrigens nach dem Vorbild des Kaiserpalastes in Konstantinopel gebaut (138) –

die Sicherung des Prozessionsweges, die Ummauerung der Vatikanstadt mit dem unangreifbaren Geheimgang von St. Peter zur Engelsburg und die Flucht-Reisen etwa Gregors VII. oder Urbans II., des Kreuzzugpredigers, zeugen davon, wie der Papst vor den Städtlern auf der Hut sein mußte. Der starke Papst Innozenz III. erklärt schließlich St. Peter zur mater ecclesiarum, eine Ehre, die doch immer der drüben in Rom gelegenen Lateransbasilika vorbehalten gewesen war (229; 294 f.). Lange vor dem – historisch wenig bedeutsamen, aber später hochgejubelten – Cola die Rienzo repräsentiert Arnold von Brescia um 1150 den Höhepunkt des städtischen Selbstbewußtseins (171). Charakteristisch aber dabei auch das Wohnen in Türmen wie es in San Gimignano noch nachzuvollziehen ist: Die offene Loggia kann jederzeit zum Wehrgang umfunktioniert werden.

In der römischen Renaissance des 12. Jh. wird deutlich, welche Last das antike Erbe für die Römer bedeutete, wie Image und Realität immer weiter auseinanderklaffen. Bezeichnend, daß man sich die antiken Bauten nur mit Zauberkraften gebaut vorstellen konnte (211). Die selbstbewußte Freiheit für die italienische Renaissance der Stadtstaaten hat es hier nie gegeben. Die kurze Zeit, da Bild und Realität kongruieren (226), unter Innozenz III., ist ein Kuckucksei.

Viel Mühe hat gerade der zweite Teil des Buches gekostet, der die Wohnverhältnisse der Laien darzustellen versucht. K. drückt sich nicht vor so strittigen Fragen wie der Schätzung der Einwohnerzahlen oder der Kartographierung von Wohngebiet und freiem Feld (abitato und disabitato). Dabei fällt auf, daß es keine Trennung der Wohngebiete nach sozialen Kriterien gab, auch religiöse Trennung der jüdischen Bewohner ist nicht sehr signifikant. Das Ghetto wird erst 1555 aufgezwungen. Die Menschen fehlen in den Häusern nicht, von ihrer Lebenswelt, ihren Krankheiten, Ängsten und Glauben ist die Rede. Besonders das Kapitel über das Rom Gregors I. enthält wichtige Bemerkungen über Wunderglauben und Reliquien. Es ist zwar kein Buch geworden wie die Arbeiten von Gene A. Bruckner oder von Richard C. Trexler über Florenz. Manche Fragen hat K. nicht gestellt.

Aber aus dem einzigartigen Fall der Zeugenausagen zum Prozeß der Heiligsprechung der Francesca Romana (s. A. Esch, QFIAB 53 [1973], 93–151; Mitte des 15. Jhs.) wird deutlich, daß es in Rom keine vergleichbare Quellen gibt, auch nicht im sagenumwobenen Vatikanischen Archiv.

Man muß dem Verlag und den Übersetzern danken, daß sie dieses großartige Buch in dieser vorzüglichen Qualität so preiswert in die Muttersprache des Autors wiedereingebürgert haben. Mit sorgfältigen Indices und zahlreichen Karten ist das Buch vorzüglich erschlossen.

Tübingen

Christoph Auffarth

Die Hamburger Speicherstadt, Photographien HANS MEYER-VEDEN, *Einführung* MANFRED SACK, *Beschreibungen* RALF LANGE, *Berlin: Ernst und Sohn 1990 (in deutscher und englischer Sprache), 148 S.*

Die Hamburger Speicherstadt bildet für die Baugeschichte der Hansestadt ein einzigartiges Dokument. 1881 waren in Berlin die Bedingungen über einen Anschluß Hamburgs an das Deutsche Zollgebiet unterzeichnet worden. Folge war die Umsiedlung von ca. 20000 Menschen und der Abriß von über 900 Häusern (die genauen Zahlen sind nicht bekannt) auf der Wandrahminsel, die dem Bau eines Lagerhausviertels weichen mußten. Da in diesem Distrikt nicht gewohnt werden durfte, entstanden nach dem Abriß der vorhandenen Baustruktur ausschließlich Speichergebäude. Innerhalb von nur 7½ Jahren mußte die gigantische Aufgabe des Zollanschlusses und der Bau der Speicherstadt fertiggestellt werden.

Verantwortliche Planer für den Bau der Speicherstadt war der Hamburger Oberingenieur Franz Andreas Meyer, der auch mit Bismarck persönlich bekannt war. Meyer hatte in Hannover vor allem bei C. W. Hase studiert und Alfred Lichtwark schrieb zu Meyers Baustil: »Dieser bis heute in Hamburg herrschende Städtebaustil, der

aus Hannover stammt, hat seine Wurzeln tief im landschaftlichen Gartenstil und, soweit es sich um architektonische Formen handelt, in der hannoverschen Gotik« (S. 11). Trotz einiger Kriegszerstörungen im Zweiten Weltkrieg ist dieses Gesamtensemble der Hannoverschen Schule weitgehend unverändert bis heute erhalten geblieben.

Der Bau der Speicherstadt markiert für Hamburg die Herausbildung monofunktionaler Nutzungsstrukturen im größeren Maßstab, wie sie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in fast allen Großstädten zunehmend abzeichneten. F. A. Meyer verglich stolz die Hamburger »Citybildung« mit der Londons und schrieb 1896: »So wird der alte Stadtkern, welcher durch viele Straßendurchbrüche aufgeschlossen und durch das Hinausziehen der Wohn-Bevölkerung und der Waarenspeicher mehr und mehr den Laden- und Comptoir-Charakter annimmt, allmählich zu dem, was die City in London ist, während man die Außenalster umgebenden Uferstadtheile wohl mit dem Westend vergleichen könnte...«. Wie fast immer in Hamburg ließ man, bevor man die Gebäude abriß, sie photographisch festhalten. Der Photograph Georg Koppmann hat auf diese Art und Weise viele städtische Ensembles aufgenommen, bevor sie in Schutt und Asche fielen und damit einzigartige Quellen überliefert. Die Photos von Koppmann bilden den Anfang des Bildteils, dem die ausgezeichneten Photos von H. Meyer-Veden folgen. Neben Gesamtaufnahmen sind hier Details, Stimmungen und Situationen festgehalten, die einen Eindruck dieser wohl einzigartigen Stadt in der Stadt geben.

Die Zukunft der Speicherstadt ist umstritten. Noch vor kurzem gab es Pläne, sie umzunutzen und Wohnen und Gewerbe in diesem Bereich zuzulassen. Manfred Sack weist in seinem Beitrag darauf hin, daß die Speicherstadt ein funktionierender Bereich ist, der keinesfalls nur unrentabel genutzt wird. Mögliche Folgen der Bebauung der Kehrwinderspitze am Rande der Speicherstadt bleiben abzuwarten. Derzeit steht die Speicherstadt »nur« unter Milieuschutz, kein Gebäude unter Denkmalschutz.

Das Buch bildet kein wissenschaftliches Nachschlagewerk über die Baugeschichte der Spei-

cherstadt. Hier wird man weiter zu dem bisherigen Standardwerk von Karin Maak über die Speicherstadt im Hamburger Hafen greifen müssen. Aber ein schöner Bildband ist es allemal.

Hamburg

Dirk Schubert

ROBERT HOFFMANN, »Nimm Hack' und Spaten...«. *Siedlung und Siedlerbewegung in Österreich 1918–1938, Wien: Verlag f. Gesellschaftskritik 1987, Abb., Tab., 326 S.*

Bei Studien zum Wohnungsbau der Zwischenkriegszeit in Österreich steht in der Regel der kommunale Wohnbau, vor allem in Wien, im Zentrum der Aufmerksamkeit. Dabei haben Siedlung und Siedlerbewegung im Wohnbauwesen der Zwischenkriegszeit eine kaum zu überschätzende Rolle als wohn- und lebensreformerische Massenbewegung gespielt, die es gilt wiederzuentdecken. Die Siedlerbewegung wies sehr heterogene Zielsetzungen auf und läßt sich nicht eindeutig als »Notprozeß von oben« oder »Notprozeß von unten« einstufen. »Der Terminus »Siedlung« bezeichnet also keine einheitliche soziale Bewegung, sondern historische Sachverhalte ganz unterschiedlicher Natur: städtische Wohnsiedlung stand neben ländlicher Wirtschaftssiedlung; »neue, nicht kapitalistische Lebensformen anstrebende Genossenschaftssiedler« agierten neben »besitzindividualistischen Siedlern«, welche von bürgerlichen Parteien gefördert wurden; progressiv-sozialreformerisches Gedankengut wirkte neben konservativ-agrarromantischen Ideologismen« (S. 9). Die Siedlungsidee erwies sich dabei für fortschrittlich und konservative sozial-politische Ziele als relativ beliebig instrumentalisierbar.

Zunächst werden in dem Buch die Konzepte und Traditionen der »inneren Kolonisation«, Kleinhaus und »Arbeiterkolonie« und die schließlich daraus resultierende Kriegerheimstättenbewegung als wohnungspolitische Strategien im Habsburgerreich skizziert. Der verlorene Krieg, Revolution und Inflation brachten einen Aufschwung der Siedlungsbewegung mit sich,

ein »zurück zum Boden« als Folge wirtschaftlicher Not und intellektueller Desorientierung. Mit der Siedlerbewegung verfolgte Zielsetzungen waren dabei teilweise »einheitlich« von links wie rechts motiviert, allerdings gab es auch eher konservativ-»rechtsstehende« gegenüber eigentumsfeindlich-»linksstehenden« Ideologieansätze.

Die konservativ-bürgerlichen Siedlungsapologeten wurden Mitte der zwanziger Jahre zu den schärfsten Gegnern der »marxistischen« Wohnungspolitik der Gemeinde Wien. Aber auch innerhalb liberal-bürgerlich gesinnter und lebensreformerisch orientierter Kreise gewannen antiurbane Strömungen an Bedeutung. »Heimatschutz-, Gartenstadt- und Bodenreformbewegung nahmen den Kampf gegen das großstädtische Wohnungselend – versinnbildlicht in der Mietskaserne – auf, und eine empfindsame Bourgeoisie träumte von idyllisch in die Natur eingebetteten Siedlungen der Zukunft« (26). Die Position der Linken war dagegen vor allem gegenüber dem »wildem Siedeln« nicht eindeutig festgelegt. Aber auch mit internationaler Hilfe wurde auf den Wiener Städtebau eingewirkt und »für Siedlung und gegen Zinskaserne« gestritten. Der Internationale Wohnungs- und Städtebaukongreß 1926 in Wien bezog einhellig unter der Leitung von Ebenezer Howard Stellung für das Siedlungswesen und gegen die Mietskaserne.

Der Autor untersucht dann die realisierten Siedlungsvorhaben hinsichtlich der Standorte und Größen der Siedlungen, wie der Sozialstruktur, Wohn- und Lebenssituation, der Fluktuation sowie der politischen Einstellungen der Siedler. Weiter wird dann ausgeführt, wie die Siedlerbewegung zunehmend in das Fahrwasser der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie gerät und wie Entproletarisierung durch Siedlung bewerkstelligt werden sollte. Das Ende des Zweiten Weltkrieges bildet kein Ende der Siedlungsideen, eher im Gegenteil. Angereichert mit Ideengut aus der katholischen Soziallehre und amerikanischen Leitbildern gewinnt die Eigentumsideologie, nun unter defensivem Vorzeichen, wieder an Bedeutung.

Ein Personenregister, tabellarische Übersichten und Pläne zum Umfang und zur Struktur der Randsiedlungstätigkeit in Österreich ma-

chen das Buch zu einem wichtigen Nachschlagewerk.

Hamburg

Dirk Schubert

UWE KIELING / GERD PRIESE (Hrsg.), *Historische Stadtkerne. Städte unter Denkmalschutz, Berlin/Leipzig: Tourist 1989, 131 Farbfotos, 23 Abb., Kt.-Anh., DM 27,80.*

Auch auf dem Buch- und Wissenschaftsmarkt geschehen manchmal Wunder. Als sich im Oktober und November letzten Jahres in der DDR die sog. »Kerzenrevolution« auszubreiten begann, der Städtehistoriker Karl Czok aus Leipzig hat im letzten Band dieser Zeitschrift fürs erste darüber berichtet, konnte keiner so recht ahnen, daß auch für die »alten Städte« der DDR eine Wende einsetzte. Niemand im Westen, ein paar Lokalkenner und Spezialisten ausgenommen, konnte wissen, wie diese sanierungsbedürftigen Städte heißen und wo sie liegen. Jetzt haben wir die vielleicht repräsentativsten dieser Städte in einem ebenso ansprechenden wie fleißig recherchierten Sammelband beieinander.

Daß das Autorenkollektiv, das dieses einladende, mit Karten, Stadtplänen und vielen Farbbildern versehene Werk zustande brachte, es ist auf S. 4 angegeben, mit den einzelnen neun Mitarbeitern, keine einzige Frau ist darunter: daß das Autorenkollektiv seine Arbeit lange, wahrscheinlich Jahre vor der Wende aufnahm, daß das Buch erschien, als Honecker noch wie zu alten Zeiten den DDR-Staat führte, macht die Sache, meine ich, eigentlich noch interessanter. Wir lesen noch das Vorwort des verdienten Generalkonservators der DDR, Dr. Peter Goralczyk, dessen Amt nun seit Wochen aufgelöst ist, und wir stoßen immer wieder auf das Jahr 1952, das aus den historischen Ländern Bezirke machte. Es ist noch der alte Verwaltungsrahmen und die alte ideologische Prämisse. Einigermaßen getarnt denn auch, was Goralczyk zur Sanierungssituation vor der Wende im Herbst 1989 zu sagen hatte: »Das Maß dessen, was von den

überlieferten Werten für die Zukunft erhalten werden kann, ist von vielen Faktoren abhängig, vor allem von der ökonomischen Leistungskraft unseres Landes, von einem klugen Umgang mit der Altbausubstanz und nicht zuletzt von der allgemeinen Wertschätzung, die diese städtebaulich-architektonischen Werte in der Öffentlichkeit genießen.«

Das Buch wird eingeleitet mit einer knappen, vielleicht zu knappen Übersicht über die Verwaltungs- und Rechtsregelungen der »städtebaulichen Denkmalpflege« in der DDR und einem Abriß über »Die Stadt als Siedlungsform«, worunter auch, auf zweieinhalb Seiten, »Die Stadt in der Geschichte« erscheint. Danach folgen zwei Großkapitel, »Kulturlandschaften und ihre Städte« und »Stadtkernbeschreibungen«. Genau fünf Kulturlandschaften haben die Bearbeiter ausgemacht, Thüringen mit sechs Städten, den Harz mit ebensovielen, Sachsen mit fünf Altstädten, Mecklenburg und die »Mark Brandenburg« mit je drei. Es handelt sich jeweils um Kurzbeschreibungen dessen, was die Herausgeber als »Kulturlandschaften« bezeichnen, einigermaßen in Verlegenheit auf die ausgesparte Frage, inwieweit politische Aktionen auch der neuesten Zeit diese »Landschaften« geformt und bestimmt haben, und um Kurzbeschreibungen der jeweiligen Stadtgeschichte, bereichert mit alten Veduten und Stichen und mit Zeitafeln (in denen der Moderne liebevoll Raum gegönnt wird, für Tangermünde zum Beispiel: 1967 Einrichtung der Kinderklinik im Barockbau der Burg, 1968/69 Lückenschließungen in der Altstadt [u. a. Leninstraße], 1974 Gründung des Gemeindeverbandes mit sieben Nachbarorten, ab 1980 umfassende Instandsetzung der Stephanskirche und so weiter).

Daß bei den »Stadtkernbeschreibungen« kundige und erfahrene Hand am Werke war, bestätigt sich eigentlich auf jeder Seite. Natürlich steckt enorme Fleißarbeit dahinter; die Bearbeiter haben eine Art Kunsttopographie im Telegrammstil zustandegebracht, die durch »Sachwort- und Zeichenerklärungen und ein erfreulich genaues Personenregister im Anhang ergänzt werden. Mit einer derart gewissenhaften und, wie mir scheint, exakten Bestandsaufnahme kann man arbeiten.

Wenn etwas auszusetzen wäre, dann dies, daß hier nur 23 Städte vorgestellt werden, womit natürlich gleich die altbekannte Diskussion ums »Auswahlprinzip« einsetzen müßte. Quantitativ-verwaltungshierarchische Kategorien können es nicht gewesen sein. Ludwigslust mit seinen 13 000 Einwohnern und seinem – freilich bedeutenden – Schloßbau erscheint auf 9 Seiten und mit Plan, Schwerin oder Greifswald, Merseburg oder Plauen, Sondershausen oder Eisenach (und viele andere, die heute als Stadt gewichtiger sind als Ludwigslust und alle ihren historischen Stadtkern haben) erscheinen nicht. Insofern ist das Buch eigentlich, wie es scheinen möchte, kein Nachschlagewerk und schon gar kein kleines Lexikon; es führt bezeichnenderweise kein Ortsregister, die behandelten 23 Städte findet man am raschesten im Inhaltsverzeichnis der Seite 7.

Dem Buch ist im vorderen und hinteren Voratz je eine Karte beigegeben, in der – außer den 23 beschriebenen »Orten mit historischem Stadtkern«, wenn ich recht gezählt habe, 186 »Orte mit historischem Stadtensemble« bzw. »Orte mit wertvoller historischer Bausubstanz« verzeichnet (aber im Buch nirgendwo aufgeführt) sind. Die 23 bearbeiteten Städte machen also 11 Prozent des erhaltenswerten Baubestands in der DDR aus. Sind die Dreiundzwanzig die besonders privilegierten Städte? Jene, in denen in Sachen Denkmalpflege noch am meisten getan worden ist?

Wie immer auch: der denkmalpflegerisch-verwaltungsmäßigen Praxis, also nicht nur dem neugierigen Kunst- und Bauverständigen, öffnet sich hier, sieht man einmal von der brav-linientreuen sozialistischen Nomenklatur ab, eine Fülle von Anregungen und Hilfen, mit Nachweisen unbedingt erhaltenswerter Einzelstücke und Ensembles, mit Vergleichen (Freiberg hat »einen der besterhaltenen historischen Friedhöfe der DDR«, S. 149, und so weiter), mit ebenso verständigen wie erfahrenen Interpretationen der einzelnen »Stadttypik«, mit vielleicht ungewollten Hinweisen auf das, was die DDR-Zeit an Häusern »der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft« und anderen bauideologischen Zutaten in die alten historischen Stadtzentren eingebracht hat. Kurz: diese 311 Seiten, der Löwenan-

teil des handlich-praktischen »Reisebandes«, halten wichtigstes Arbeitsmaterial bereit, von denkmalpflegerischen Resümees, von städtebaulichen Fingerzeigen, von topographischer Aufbereitung und einschlägiger Literatur, daß man nur dankbar sein kann für diese Zusammenstellung. Die Liste der mit dem Juni 1975 einsetzenden »Gesetzlichen Bestimmungen« auf S. 413 dürfte in Bälde ganz zu streichen sein. Dafür hat die eigentliche Erhaltungs- und Sanierungsarbeit schon begonnen. Und dafür liefert der Band Material, wie in Mittel- und Westeuropa in dieser spezifisch auf Stadtdenkmalpflege abgehobenen Konzentration derzeit wohl kaum zu finden ist.

Stuttgart

Otto Borst

GEORG MÖRSCH, *Aufgeklärter Widerstand – Das Denkmal als Frage und Aufgabe, Basel / Boston / Berlin: Birkhäuser 1989, 107 Abb., 144 S., DM 68,-.*

Längst hat sich beim Kampf der Denkmalpflege (um einen solchen handelt es sich bei Licht besehen, bei ihrem täglichen Arbeitsalltag) eine neue Front entwickelt. Nicht nur die klassische Gegerschaft, die Ignoranten, stehen dem Denkmalschutz gegenüber, sondern zunehmend auch die Protagonisten einer postmodernen Gesellschaft, der die Rückschau auf Geschichte und damit auch Baugeschichte Anliegen ist. Der Kunsthistoriker Georg Mörsch, lange Jahre selbst Denkmalpfleger und seit 1980 Lehrstuhlinhaber an der ETH Zürich, geißelt sie, die fragwürdigen Rekonstruktionen, die schamlosen Kopien und die rigorosen Ausschabungen historischer Fassaden. Grotteske Bilder scheinen auf, wie allerorten schon gesehen: der an Hilfskonstruktionen in der Luft (in situ!) hängende Fassadenrest, der auf seine Hinterbauung wartet, das leere Fachwerkgerippe mit zur Hälfte ausgewechselten Hölzern, das nach Konservierung und gründlicher Durchbauung seiner Geschichtlichkeit beraubt sein wird.

Mörsch demonstriert, wie wertvoll es sein kann, wenn einer wie er aus dem Tagesbetrieb

ausschere und in anderer Funktion forschen und nachdenken kann. So brachte er der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger seine ablehnende Haltung zur Differenzierung des Denkmalsbegriffs mit dem Ziel der Kategorisierung (und der nachfolgenden Streichungsmöglichkeit auf der Liste von unten, bis die erwünschte Zahl von Denkmalen erreicht ist) zu Gehör, was die Vereinigung zu einem darauf reagierenden Entschluß veranlaßte.

So und ähnlich hat Mörsch nicht nur dem Konsens in Denkmalfragen im Kollegenkreis nachgespürt, sondern ihn auch gefördert. Seine Aufsätze und Vorträge, deren Sammlung hier vorliegt, haben zudem den entscheidenden Vorzug, leicht nachvollziehbar zu sein und die Dinge auf den Punkt zu bringen. So lesen wir denn über die »Verständlichkeit des Denkmals« und über den Faktor Mensch in der Denkmalpflege, der bislang kaum thematisiert, geschweige denn in Handlungsstrategien umgesetzt worden sei, über die Notwendigkeit der Denkmalpflege, falsche Formen gesellschaftlicher Glückserwartungen an das Denkmal zu bekämpfen, über das prinzipiell polare Gegenüber von Denkmalpflege und Stadtentwicklung etc., kurzum: was man alles schon gewußt oder zumindest gespürt hat, hier ist es plausibel dargestellt, ohne erhobenem Zeigefinger, selbstkritisch, zuweilen mit einem Augenzwinkern.

Ziel ist letztlich der Gang in die Öffentlichkeit, die Überwindung der Sprachlosigkeit fachorientierter, arbeitsüberlasteter Konservatoren gegenüber dem Publikum, gegen und ohne das der Denkmalpfleger auf verlorenem Posten steht. Mörsch findet dazu die richtigen Worte.

Berlin

Falk Jaeger

ROB KRIER, *Über architektonische Komposition*, Stuttgart: Klett-Cotta 1989, 500 Abb., 344 S.

»Fast möchte ich die Forderung stellen, daß der Architekt die moralische Verpflichtung hat, seinem anonymen und wenig bemittelten Bauherrn auch für geringeres Honorar eine großartige

planerische Leistung zu erbringen, einfach aus Achtung vor den Menschen!« – Rob Krier, in Wien lebender, in Luxemburg geborener Architekt erhebt die Forderung, dem Massenwohnungsbau mit Würde und architektonischer Qualität zu begegnen – mit einem Satz, den man vielen Architekten landauf, landab ins Stammbuch schreiben sollte.

Er erhebt die Forderung, weil nach seiner Auffassung die Architektur in diesem Jahrhundert vollständig verlüdelt ist, eine Ansicht, der man in weiten Teilen zustimmen kann. Aber Krier läßt es nicht bei der – vernichtenden – Kritik bewenden, sondern versucht, in einem groß angelegten Rahmen etwas dagegen zu tun: als Lehrer an einer Architekturschule mit den Mitteln des Lehrers, indem er nämlich eine eigene Architekturtheorie entwickelt und dem Schüler zur Befolgung vorlegt. Ungeachtet zahlreicher Einwände im einzelnen, die ich gegen die Inhalte und die Schlüssigkeit der Argumentation habe, ist ihm damit ein bemerkenswertes, sehr ernst zu nehmendes Angebot zum Lernen gelungen. Selbst wenn man als Architekt (der ich nicht bin) mit dem Inhalt einverstanden ist, dann wäre vom Gegner zu verlangen, eine andere architektonische Position mit der gleichen Seriosität und genauso nachprüfbar vorzulegen; kleinliche Anmerkungen reichen für die Auseinandersetzung nicht aus (vielleicht ist das der Grund, warum bis heute so wenig Rezensionen dieses Buches zu lesen waren).

Zur Ernsthaftigkeit Kriers gehört dabei in entscheidendem Maße, daß er in seiner Arbeit als Architekt die Architekturtheorie überprüfbar macht. Auch der oben zitierte Satz kann auf ihn bezogen werden; denn Krier gehört zu den wenigen Architekten, die sich sehr ernsthaft und gründlich auf die Verhältnisse und Vorschriften des sozialen Wohnungsbaus einlassen und sie schöpferisch umzusetzen suchen – wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg; seine besten Projekte konnten bis heute nicht gebaut werden. Nun ist eine Theorie des architektonischen Entwurfs eigentlich unzeitgemäß; die Bücher, in denen ganze Architekturtheorien aufgestellt wurden, liegen zeitlich weit zurück. Der Klappentext bemüht dann auch gleich von Vitruv bis Palladio

alles, was Rang und Namen hat. Das Unzeitgemäße ist bei Krier jedoch Programm – und schlüssig dazu: Wer die Produktionsbedingungen heutiger Architektur ablehnt (und damit die Ergebnisse), kann nichts entwickeln, was innerhalb dieser Bedingungen konsumierbar ist. Kriers Bezugspunkt, wohl auch seine Sehnsucht, ist eine Vergangenheit, in der noch Konventionen die Architektur bestimmten, die das Schöne vom Häßlichen unterscheidbar machten. Er propagiert, »was seit langem durch zahllose philosophische Betrachtungen und künstlerische Umsetzungen erhärtet, als ästhetisch vollendet anzusehen ist« (S. 177). Er vertritt also eine Rückwendung zu Kompositionsgesetzen (nicht Formen, wie man betonen muß!) der aus der Antike sich herleitenden Architekturen. Er tut das nicht dogmatisch, aber doch so eindringlich – trotz der verschiedenen Hinweise auf mögliche Ausnahmen –, daß sie als die einzig richtigen erscheinen müssen.

Mir scheint, daß hier der gewichtigste Einwand gegen das Buch geführt werden muß (und man könnte ihn sogar aus den Texten und Beispielen selbst herleiten, aus den zahlreich vorgeführten Bauten Le Corbusiers z. B.). Ich finde es legitim, seine eigene Architekturtheorie darzustellen; es ist beinahe selbstverständlich, sie für die einzig richtige zu halten (sonst hätte man sie als Architekt nicht entwickelt); dem Kritiker jedoch muß der Hinweis auf andere erlaubt sein (Kriers Randbemerkung zur Arbeit Robert Venturis ist eher billig). Nur die Tatsache, daß etwas »schon immer so war«, ist als objektive Begründung einer Theorie nicht genug. Was hier dargestellt wird, sind also nicht »die« Grundregeln der Architektur, sondern Grundregeln »einer« Architektur; das Wesen unserer Gesellschaft liegt jedoch darin, Pluralität als eigene Qualität anzuerkennen – damit auch mehrere architektonische Systeme. Allerdings kommen gesellschaftliche Herleitungen architektonischer Phänomene in diesem Buch auch nicht vor; das macht Kriers »einziges System« nur möglich.

Das Buch richtet sich ausdrücklich an den Architekturstudenten der ersten Semester, und es kann für diese eine große Hilfe bedeuten: zur Auseinandersetzung, und das heißt möglicher-

weise auch: zur Ablehnung. Das Buch ist aber mehr; es ist im Inhalt (nicht in den einzelnen, ganz sachlich aufgebauten Kapiteln) eine Herausforderung für die heutige Architektur. Die Architekten müssen sich damit auseinandersetzen; sie müssen, wenn sie die Theorie Krier ablehnen, etwas Besseres an die Stelle setzen: sie müssen besser bauen.

Was aber den Anspruch auf einen »menschlichen« Massenwohnungsbau angeht, der von Krier erhoben wird, so ergibt sich in seiner Kombination mit einer an klassische Vorbilder angelehnten Architekturtheorie ein Widerspruch; denn Filarete sagte Mitte des 15. Jahrhunderts in seiner Theorie, daß über die Wohnungen »für Menschen niedrigen Standes« nicht zu sprechen sei: »Die letzten erwähnen wir nur, denn sie kosten wenig Geld und Meisterschaft.« Er meinte das positiv.

Hamburg

Gert Kähler

WALTER MEYER-BOHE, *Baulücken – Neubauten im historischen Umfeld*, Stuttgart: DVA 1990, 599 Abb., 160 S., DM 120,-.

Der Titel des Buches, auch der Untertitel, treffen nur bedingt zu, da sich der Verfasser die Freiheit genommen hat, das Thema sehr weit zu fassen: »Dabei geht es hier nicht nur um die klassischen Baulücken zwischen zwei bestehenden Grundstücken. Es geht ebenso um die Neuschaffung von Bauland durch Entkernung oder Arrondierung sowie um neue Planungsaspekte« (S. 7). Meyer-Bohes Einleitung ist überfrachtet und arbeitet vielfach mit Schlagworten. Auf 30 Seiten (inkl. Abbildungen) werden in zahlreichen Unterpunkten behandelt: 1. Gegenwärtige Architekturströmungen, 2. Zurück zum Neubau, 3. Das Baulandreservoir, 4. Baulücken, 5. Planungsalternativen. Dabei muß vieles zu kurz kommen. Ich nenne aus Kapitel drei etwa die Themen Bodenreform (inkl. Geschichte), Sozialbindung, Enteignung, Quantifizierung der Bau-

lücken. Alle diese Themen werden auf vier Seiten behandelt. Zur Problematik Gestaltungssatzungen und nachbarrechtliche Bindungen (doch wohl *das* Thema bei Baulücken) heißt es lediglich: »Diese Rechtsformen der städtischen Einflußnahme auf das Baugeschehen gewinnen zunehmend an Bedeutung« (S. 33). Dann werden einige Festsetzungsmöglichkeiten angeführt, damit ist dieses Thema beendet.

Umgekehrt wird Raum verschenkt: Was bringen die Statistiken über Umfang und Verteilung der Gewerbebrachen im Bundesgebiet, auch wenn der Verfasser meint: »Brachen sind auch große Baulücken, die oft erschließungswürdiger sind als unberührte, bisher landwirtschaftlich genutzte Flächen. Die Brachen entwickeln sich zum eigentlichen Baulandreservoir der Städte. In diesem Sinne ist auch die Landgewinnung aus dem Meer eine Möglichkeit zur Baulandgewinnung, zum Beispiel in Hongkong oder in den Niederlanden bei Trockenlegung des ehemaligen IJsselmeers« (S. 26). Man sieht, Baulücken können wörtlich ein weites Feld sein, der Nachweis im Beispielteil wird allerdings nicht geführt.

Das Kapitel Planungsalternativen unterscheidet: Rekonstruktion – Anpassung – Konfrontation – Miteinander.

Ich zitiere den Abschnitt Konfrontation, eine meines Erachtens typische Passage: »Diese Variante der Stadtgestaltung wird – da der Wert des Neuen meist erst hinterher erkannt wird – im allgemeinen geschmäht. Immerhin muß man zugestehen, daß es keine Gotik gegeben hätte, wenn sich die gotischen Baumeister dem romanischen Stil angepaßt hätten. Sie haben vielmehr die vorhandenen romanischen Bauten abgebrochen oder mit neuen Ideen übertrumpft. Das gilt für fast alle Baustile in ihrer Entstehungsphase. Natürlich bedeutet nicht jede Provokation einen neuen Baustil. Oft überzeugen neue Formen mehr als angepaßte. Die hohe Kunst der Baulückenbebauung darf deshalb auf die Herausforderung nicht verzichten« (S. 40).

Ärgerlich sind die (vermeidbaren) Fehler und Auslassungen bei Sachaussagen: Bei der Quantifizierung der Baulücken ist die Tabelle des Paragraphen 17 der Baunutzungsordnung abgedruckt (zulässiges Maß der baulichen Nutzung).

Die Gebietsart BW (besonderes Wohngebiet) – und gerade diese ist für die Baulückenschließung mit der Möglichkeit einer Verdichtung besonders interessant – wurde nicht aufgeführt. Das mehrfach als Planungsgrundlage zitierte Bundesbaugesetz ist längst durch das Baugesetzbuch (BauGB) abgelöst. Die angeführten Paragraphen 30, 33, 40 setzen keine Baugebiete fest, sondern behandeln die Zulässigkeit von Vorhaben.

Der Beispielteil – ca. 60 Einzelprojekte – ist nach Funktionen gegliedert: Verwaltungs- und Bankgebäude, Geschäftshäuser, Wohn- und Stadthäuser, Bauten für Kultur, Wissenschaft und Kommunikation. Darüber hinaus sind keine durchgehenden inhaltlichen Auswahlkriterien zu erkennen, auch wirken die Baubeschreibungen eher zufällig und nicht strukturiert. So bleibt also weitgehend dem Leser überlassen, die Beispiele zu bewerten. Das kann ja völlig legitim sein, bedeutet aber beim Thema Baulücke, Bauen im historischen Umfeld, daß dieses Umfeld deutlich gemacht wird, daß der Zusammenhang zu erkennen ist. Doch hier liegt die größte Schwäche des Buches: Zum einen sind nur bei der Hälfte der – z. T. recht interessanten und anregenden Beispiele – Lagepläne vorhanden. So ist der Nachvollzug der städtebaulichen Einbindung kaum möglich. Die Qualität und Lesbarkeit dieser Lagepläne sind dabei sehr unterschiedlich. Und noch schlechter sieht es zum anderen aus bei der räumlichen Präsentation der Umgebung mit Fotos, Darstellungen von Nachbargebäuden, Straßenräumen, Quartierszusammenhängen. Diese Forderung ist bei kaum einem der Beispiele befriedigend erfüllt, im Gegenteil, die Tendenz ist es, die Neubauten isoliert darzustellen, selbst bei Erweiterungen ist manchmal nur der Neubauteil zu sehen. Dazu zwei (beinahe wahllos herausgegriffene) Beispiele: 8.21: Wohn- und Geschäftshaus Spahnvorstadt Basel (S. 134/35): Das Beispiel zeigt das Endprodukt eines gesamtschweizerischen Wettbewerbs zur Baulückenschließung einer charakteristischen alten Vorstadt. Das Ergebnis wurde damals gut dokumentiert, die Chance eine vergleichenden Darstellung war damit gegeben. Was ist tatsächlich abgebildet: kein Lageplan, kein Straßenbild, keine Entwicklung, lediglich Schemagrundrisse, ein unty-

pischer Schnitt und ein Foto vom Hof; die kleine Isometrie vorn (S. 22) zeigt keine Nachbarfassaden. 9.3: Leibnizhaus in Wolfenbüttel (S. 140/41): Lageplan und Grundrisse sind reproduziert, einige unbezeichnete Schnitte und zwei Fotos, die Fassadenausschnitte zeigen. Wie aber wirkt die gefüllte Lücke insgesamt, wie paßt sie zur Umgebung? Dies ist nicht abzulesen.

In vielen Beispielen wird zwar im Text auf die Einbindung Bezug genommen, da stehen vielfach Behauptungen »es sei...«, »man habe...«, aber das ersetzt nicht die Möglichkeit der Anschauung. Dann lieber weniger Beispiele, diese aber besser dokumentiert. Ärgerlich ist auch das Fehlen jeder Maßstabsangabe. Einigemale gibt es falsche Unterschriften bzw. Zuordnungen (S. 21, 39, 64, 108, 117).

Aachen

Hans Schmalscheidt

HERMANN KNOFLACHER, *Katalysatoren für Nichtmotorisierte, Wien: Inst. f. Straßenbau u. Verkehrswesen der TU Wien 1985, Abb., 136 S., DM 20,-.*

Verkehr war und ist für Städte von entscheidender Bedeutung. Nahezu alle Stadtgründungen vollzogen sich an natürlichen Verkehrswegen wie Flüssen oder an Verkehrsknotenpunkten. Auch heute hängt das Wirtschaftswachstum einer Stadt von den Verkehrsverbindungen ab, die sie ins Umland oder sogar ins Ausland besitzt.

Allerdings fördert nicht der durchfahrende Verkehr die Entwicklung einer Stadt, sondern nur der ruhende. Mit höheren Geschwindigkeiten sollte ursprünglich Zeit gewonnen werden. Tatsächlich haben sich aber nur – wie Knoflacher nachzuweisen versteht – die Entfernungen vergrößert, was verheerende Auswirkungen auf die gesamte Gesellschaftsstruktur hatte.

Der nichtmotorisierte Mensch des Mittelalters war vor allem Fußgänger. Er mußte notwendigerweise in fußläufigen Entfernungen von seiner Wohnung arbeiten, sich versorgen und unterhalten können. Nach diesen Notwendigkeiten richtete sich auch der Städtebau dieser Zeit. Wir be-

trachten es heute einerseits als Fortschritt, von der beengenden Bauweise weggekommen zu sein, andererseits zieht uns als Touristen gerade die Vielfalt und die Kleingliedrigkeit der Altstädte an.

Vorgelegte verkehrswissenschaftliche Untersuchungen zeigen, daß der motorisierte Mensch im Durchschnitt eine Parkplatzsuche von 10 Minuten in Kauf nimmt, um einen Fußweg von 300 Metern zu vermeiden. Dementsprechend sehen die heutigen Städte aus: Straßen, Parkplätze und -häuser nehmen den meisten Raum ein. Der Fußgänger wird auf anderthalb Meter am Straßenrand gedrängt, ist dem Lärm und Gestank der Autos ausgesetzt und muß außerdem noch bei jeder Straßenüberquerung um sein Leben bangen. Die Lebensqualität der Städte, wurde durch den motorisierten Individualverkehr zerstört. Das ist das Fazit des Verfassers und daraus leitet er im vorliegenden Buch seine Forderungen für den künftigen Städtebau und die Verkehrsplanung her: Innerhalb der autofreien Städte müssen den Fußgängern und Fahrradfahrern noch vor dem öffentlichen Personennahverkehr eindeutige Priorität eingeräumt werden. Alle Autos sollen in städtischen Zentralgaragen untergebracht werden, die direkte Verbindung zu einer überörtlichen Straße besitzen. Im Zielort angekommen, können die Autofahrer wieder nur in eine Zentralgarage einfahren und müssen den Rest des Weges zu Fuß oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklegen.

Auf diese Weise müssen alle Verkehrsteilnehmer erst einmal Fußwege auf sich nehmen, gleichgültig ob sie beispielsweise im Nahbereich oder weiter entfernt einkaufen wollen. Die kurzen Fußwege Wohnung – Parkplatz – Arbeitsstelle und zurück wird es nicht mehr geben. Die Folge sind der Verzicht auf weite und unnötige Wege und die Wiedereinführung von kleinräumigen Strukturen, ähnlich denen des Mittelalters. Überhaupt wird das Auto eine weit geringere Rolle spielen als heute, weil 70 Prozent aller Verkehrswege kürzer als 6 Kilometer sind, also genau innerhalb dieses Nahbereichs, in dem nicht mehr mit dem Auto gefahren werden darf.

Auf der Basis einer empirisch erarbeiteten Analyse des bisherigen Verkehrssystems hat

der Verfasser mit diesem Buch Vorschläge zur Lösung einer ganzen Palette von Problemen gemacht, die unsere Gesellschaft heute bedrohen.

Dieses Verkehrssystem soll als Katalysator für weitere positive Strukturveränderungen wirken, seien es Umwandlung von Straßen in parkähnliche Begegnungsstätten, dezentrale Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten oder einfach die volkswirtschaftliche Kosteneinsparung durch das Wegfallen des ständigen Straßenbaus.

Die Städte könnten nach der Verwirklichung dieser Vorschläge nicht mehr nur bewohnt, sondern wirklich *belebt* werden. Ein großer Teil der Umweltbeeinträchtigungen wäre verschwunden – schließlich schätzen Fachleute, daß nahezu die

Hälfte aller Umweltschäden auf der Erde direkt oder indirekt vom Auto herrühren.

Weitere Straßenbauten wären nicht mehr nötig, ja sie könnten im Gegenteil sogar innerstädtisch weitgehend zurückgebaut und begrünt werden. Vor allem aber könnte der zwischenmenschliche Kontakt unter den Bürgern einer Stadt wieder hergestellt bzw. verbessert werden. Autos verhindern die Kommunikation, Fußgängerzonen fördern sie.

Das Schöne an diesem Buch ist der Eindruck: Es könnte tatsächlich funktionieren, eine lebenswerte Stadtumwelt wieder zu erlangen.

Stuttgart

Stefan Flaig



Kommentar zum Denkmal- schutz

Strobl/Majocco/Birn

Denkmalschutzgesetz
für
Baden-Württemberg

Kohlhammer
Kommentare

**Denkmalschutzgesetz
für Baden-Württemberg**

Von Strobl/Majocco/Birn
1989. XVI, 247 Seiten
Fester Einband/Fadenheftung
DM 120,-
ISBN 3-17-008391-0
Kohlhammer Kommentare

Der **Kommentar**
zeigt im Erläuterungsteil die

Entwicklung von Denkmalschutz und Denkmalpflege in Theorie und Praxis unter Berücksichtigung der Rechtsprechung seit Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes im Jahre 1972 auf. Er bietet eine **gründliche Erläuterung der denkmalschutzrechtlichen Vorschriften** unter Einbeziehung der anderen, für Denkmalschutz und Denkmalpflege bedeutsamen Rechtsgebiete.

Damit liegt zum **ersten Mal seit der Novellierung des Denkmalschutzgesetzes** für Baden-Württemberg im Jahre 1983 **wieder ein aktueller Kommentar zum Denkmalrecht** vor. Er ist als **Ratgeber** und **Wegweiser** für alle relevanten denkmalschutzrechtlichen Fragen gedacht und wendet sich insbesondere an **Praktiker**, die das Gesetz vollziehen bzw. denkmalschutzrechtliche Bestimmungen beachten müssen.



Verlag W. Kohlhammer
Stuttgart · Berlin · Köln